

n. Chr., jedes fünfte Jahr gefeiert. Der Ort der Feier war die kreisförmige Ebene bei Delphi. (S. Krissa.) Die dabei stattfindenden Wettkämpfe waren ursprünglich nur musischer Art und erstreckten sich vorzugsweise auf die Kithara; bald setzte man auch das Flötenspiel mit in Verbindung und nahm gymnische und hippische Spiele hinzu. Doch wurden letztere wieder abgeschafft, und die Spiele ihrer frühern Bestimmung gemäß auch in andern griech. Städten eingeführt und bei Delphi bis ins 3. Jahrh. n. Chr. fortgesetzt. Kampfrichter waren die Amphiktyonen; der Kampfpreis bestand in einem Lorberkranz. Von Pindar (s. d.) besitzen wir noch mehre Oden auf Sieger in diesen Spielen. Vgl. Krause, „Die Pythien, Nemeen und Isthmien“ (Lpz. 1841).

**Pythou**, auch **Delphine** oder **Delphines** genannt, ein furchtbarer Drache, welcher am Parnassus hauste, wo er nachher das delphische Drakel bewachte, war aus dem von der Deukalionischen Flut zurückgebliebenen Schlamm entstanden. Der Zukunft kundig, mußte er, daß Latona's Sohn ihn tödten werde, und verfolgte sie deshalb aufs heftigste. Apollon aber erlegte ihn bereits in den ersten Tagen nach seiner Geburt durch den Pfeil, warf seine Gebeine in den Abgrund, bemächtigte sich des Drakels und erwarb sich dadurch den Beinamen des Pythoubezwingers.

## Q.

**Quackfalber** nennt man J eden, der die Arzneikunst, ohne dazu befähigt und befugt zu sein, ausübt. Etwas Ähnliches ist der **Marktschreier** (s. d.). Die Ableitung des Wortes ist dunkel; es gehört dem Altdeutschen an, findet sich mit gewissen Modificationen in allen dem Deutschen verwandten Sprachen und hängt jedenfalls mit Salbe zusammen, während in der ersten Silbe die Bezeichnung des Falschen und Unzweckmäßigen zu liegen scheint. Das Quackfalbern ist polizeilich verboten und wird im Wiederholungsfalle mit Gefängniß bestraft.

**Quaden**, ein german. Volk, das, den **Markomannen** (s. d.) stammverwandt, östlich von diesen zwischen dem Mährischen Gebirge und den kleinen Karpaten im heutigen Mähren wohnte, und mit ihnen verbunden, besonders in dem markomann. Kriege, 167—179 n. Chr., sich den Römern furchtbar machte. Seit dem Anfang des 3. Jahrh. erscheinen sie weiter östlich in dem westlichen karpatischen Gebirgslande. Verbunden mit den Sarmaten, besonders mit den Jazygen, verwüsteten sie in häufigen Einfällen Pannonien, zuletzt noch, gereizt durch die treulose Ermordung ihres Königs Gabinius im J. 374; den Kaiser Valentinian überraschte der Tod auf dem Zuge gegen sie im J. 375. Nachher verschwindet ihr Name, der noch einmal unter den Völkern des Attila im 5. Jahrh. genannt wird.

**Quadragesima** hieß die 40tägige, in der katholischen Kirche einem Sünder bisweilen auferlegte Bußzeit. Der Büßende mußte eingezogen leben, durfte in keinem Bette schlafen und nur Brot und Wasser genießen.

**Quadragesimae**, s. **Fasten**.

**Quadrant** (Quadrans, d. h. Viertel) ist ein astronomisches Instrument, welches dazu dient, Bogen größter Kreise am Himmel zu messen, besonders aber um die Höhen und Declinationen der Gestirne zu bestimmen. Es besteht in dem vierten Theile eines Kreises, dessen Rand in Grade und Minuten getheilt ist; die Ebene des Kreises ist in der Regel vertical, von den den Quadranten begrenzenden Halbmessern aber ist der eine vertical, der andere horizontal. Zum Beobachten der Himmelskörper dient ein Fernrohr; in frühern Zeiten bediente man sich bloßer Dioptrien, an welchen mit bloßem Auge beobachtet wurde, bis Picard und Wuzout 1667 den Gebrauch des Fernrohrs einführten. Die Quadranten sind theils beweglich, theils feststehend. Die erstern sind gewöhnlich mit einem horizontalen Kreise versehen, um zugleich das Azimuth des beobachteten Gestirns zu bestimmen; das Fernrohr

ist entweder an dem Quadranten befestigt und mit demselben in verticaler Ebene beweglich oder es wird parallel der Ebene des Quadranten bewegt, während der letztere unbeweglich ist. Im erstern Falle werden die Grade durch ein aus dem Mittelpunkte der Gradtheilung herabhängendes Bleiloth am Rande des Instruments angegeben, im letztern Falle durch das Fernrohr und dessen Lineal oder Alhidade. Die feststehenden oder unbeweglichen Quadranten, gewöhnlich *M a u e r q u a d r a n t e n* genannt, sind durch die Einführung der ganzen Kreise so gut als ganz überflüssig geworden, da sie denselben an Genauigkeit beiweitem nachstehen. Sie haben einen Halbmesser von 6—8 F. und sind an einer in der Mittagsfläche liegenden Wand befestigt; der Erste, der sich ihrer bedient zu haben scheint, ist *Tycho de Brahe*.

**Quadrat** heißt ein Viereck, dessen Seiten und Winkel sämmtlich untereinander gleich sind, also ein regulaires Viereck. Wegen seiner Einfachheit dient das Quadrat als Einheit bei der Ausmessung der Figuren oder Flächenräume; es heißt Quadratsfuß, Quadrat Zoll u. s. w., je nachdem die Seite desselben einen Fuß, Zoll u. s. w. lang ist. Um den Flächeninhalt eines Quadrats zu finden, muß man die Seite desselben messen und mit sich selbst multipliciren; ist z. B. die Seite sieben Fuß lang, so ist der Inhalt 49 Quadratsfuß. Deshalb nennt man auch die zweite Potenz einer Zahl (oder ihr Product mit sich selbst) das Quadrat derselben. — **Magisches Quadrat** nennt man ein Quadrat, das schachbrettartig in Felder eingetheilt ist, in welche die natürlichen Zahlen oder auch die Glieder einer beliebigen arithmetischen Progression eingetragen sind, aber so, daß die Horizontal-, Vertical- und Diagonalkreihen gleiche Summen geben, z. B.

1	15	14	4
12	6	7	9
8	10	11	5
13	3	2	16

Die Zahl der Felder an jeder Seite heißt die **Seitenzahl** oder **Wurzel** des Quadrats, wonach man magische Quadrate mit gerader und ungerader Seitenzahl unterscheidet. Ihr Ursprung ist in Indien zu suchen; ihre Benennung haben sie ohne Zweifel von dem Gebrauche, den man ehemals (wahrscheinlich schon in Indien) von ihnen als *Talismanen* (s. d.) machte. In dieser Hinsicht gelten die ersten sieben Quadrate von den Seitenzahlen 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 mit den ersten 9, 16, 25, 36, 49, 64, 81 natürlichen Zahlen besetzt, für besonders wichtig; man nennt sie **Planetensiegel** (*Sigilla Saturni, Jovis, Martis, Solis, Veneris, Mercurii, Lunae*). Seitdem zuerst *Moschopulos*, um 1400, über die magischen Quadrate geschrieben, haben sich Viele mit denselben beschäftigt, unter denen namentlich *Frenicle, Lahire, Sauveur, Euler* und *Mollweide* zu nennen sind.

**Quadratische Gleichungen** oder Gleichungen des zweiten Grades heißen in der Mathematik solche Gleichungen, welche die unbekante Größe in der zweiten Potenz, aber in keiner höhern, enthalten. Je nachdem in ihnen nur die zweite oder außer dieser auch die erste Potenz der Unbekannten vorkommt, heißen sie rein oder gemischt. (S. *Gleichung*.)

**Quadratrix** heißt in der Mathematik eine krumme Linie, die mit einer andern gegebenen krummen Linie über derselben Abscissenachse beschrieben ist und deren Ordinatens die Flächenräume der erstern angeben, indem sie sich entweder so verhalten, wie die zu den entsprechenden Abscissen gehörigen Flächenräume der gegebenen Linie, oder indem ihre Quadrate oder auch die aus ihnen und den zugehörigen Abscissen construirten Rechtecke den gedachten Flächenräumen gleich sind. Jetzt macht man von diesen Curven, deren älteste die des *Dinosstratus* ist, der ein Zeitgenosse *Platon's* war, keinen Gebrauch mehr. *Newton* nennt jede Linie, deren Ordinatens Functionen des zugehörigen Kreisbogens sind, eine **Quadratrix**.

**Quadratschrift**, auch **chaldäische Quadratschrift** oder **assyrische Schrift** genannt, heißt die in den Handschriften der hebr. Bibel vorkommende Schrift, welcher die gegenwärtigen hebr. Typen nachgebildet sind. Sie war nicht in den ältesten Zeiten der hebr. Nation gebräuchlich, sondern ist jüd. Traditionen und ihrem Namen nach spätern und aramäischen Ursprungs, wie dies auch ihre Verwandtschaft mit aramäischen Schriftarten zeigt. Früher gebrauchten die Hebräer wahrscheinlich die noch auf Münzen des *Makkabäischen*

Zeitalters vorkommende, der phönizischen ähnliche Schrift, bis Esra, so lautet die Sage, das gegenwärtige Quadratalphabet ausgebildet und einführte. Vgl. Kopp, „Bilder und Schriften der Vorzeit“ (Manh. 1819). — Bisweilen nennt man die röm. Capitalschrift auch *Quadratschrift*, weil ihr die Form des Quadrats gleichfalls zum Grunde liegt.

**Quadratur** heißt die Verwandlung einer krummlinigen Figur in eine gleich große geradlinige, insbesondere in ein Quadrat; dann aber auch die Berechnung des Inhalts einer krummlinigen Figur, welche gewöhnlich mit Hülfe der Differential- und Integralrechnung geschieht. Berühmt ist die Aufgabe von der Quadratur des Kreises, welche von jeher viele Köpfe beschäftigt hat. Aber alle Versuche, eine genaue geometrische Construction aufzufinden, mittels deren der Kreis in eine ihm völlig gleiche geradlinige Figur verwandelt werden kann, sind mislungen, weil es eine solche Construction nicht geben kann, und die große Mehrzahl Derer, die sich noch in der neuern Zeit damit beschäftigten, haben dadurch nur ihre Unkenntniß der Mathematik an den Tag gelegt. In der That steht die Auffindung der Quadratur des Kreises in diesem Sinne mit der Auffindung des *Perpetuum mobile* (s. d.) und des Steins der Weisen (s. *Alchemie*) ganz auf gleicher Stufe. Dagegen gibt es mehre Constructionen, um eine dem Kreise möglichst nahe kommende geradlinige Figur aufzufinden. Übrigens hängt die Quadratur des Kreises auf das genaueste mit seiner *Rectification* (s. d.) zusammen, da es, wenn man eine dem Kreisumfang genau gleiche gerade Linie finden könnte, überaus leicht wäre, eine dem Kreise gleiche geradlinige Figur zu construiren, weil man dann nur ein Dreieck zu construiren braucht, das jene Linie zur Grundlinie und den Halbmesser des Kreises zur Höhe hätte.

**Quadrille** ist ein franz. Tanz von munterm Charakter, welcher von vier Paaren getanzt wird. Die Quadrillen bei Mitterpielen und Ringrennen werden von vier Abtheilungen Reiter, jede zu 8—12 M., ausgeführt, die sich durch die Farben ihrer Waffenröcke unterscheiden. Sie führen entweder Tanztouren aus oder stechen nach einem Ringe, Türkenköpfe u. s. w., wobei oft auch Damen in leichten, einspännigen Phaetons Theil nehmen. — **Quadrille** nennt man auch ein Kartenspiel, das dem *L'hombre* nachgebildet ist.

**Quadrivium**, s. *Freie Künste*.

**Quadrupleallianz**, vom franz. *quadruple*, d. i. vierfach, und *alliance*, d. i. Bündniß, hat man in neuerer Zeit mehre politische, zwischen vier Mächten geschlossene Bündnisse genannt, welche die Abwehr eines politischen Übergewichts und die Bewahrung des einmal bestehenden Staatensystems bezweckten. Wird ein solches Bündniß von drei Mächten geschlossen, so bezeichnet man es mit dem Namen *Tripleallianz*. Der erste Bund, den man nach der Gliederzahl benannte, war die am 28. Oct. 1666 im Haag zwischen den Generalstaaten, dem Könige von Dänemark, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg geschlossene *Quadrupleallianz*. Der Bund, der keine Ausbildung erhielt, sollte angeblich die Unabhängigkeit der freien Reichsstadt Bremen gegen Schweden sichern, war aber vielmehr gegen die Politik Ludwig's XIV. von Frankreich gerichtet, der England und Schweden zu gewinnen gewußt hatte. — Von größerer Bedeutung war die *Quadrupleallianz*, welche im ersten Viertel des 18. Jahrh. durch den franz. Minister *Dubois* (s. d.) gegen die Anschläge des span. Hofes zu Stande kam. *Alberoni* (s. d.), der Minister des schwachen Philipp's V., hegte den abenteuerlichen Plan, die frühere Macht Spaniens wiederherzustellen. Der Herzog Philipp von Orleans (s. d.), welcher in Frankreich für den minderjährigen Ludwig XV. die Regentschaft führte, sollte zu Gunsten Philipp's V., des Enkels Ludwig's XIV., gestürzt werden. Außerdem wollte *Alberoni* die Bestimmungen des Friedens von Utrecht umstoßen, die katholischen Stuarts auf den engl. Thron zurückführen und die vormalig span. Länder in Italien wiedererobern. Zuvörderst suchte sich der Herzog von Orleans durch eine am 4. Jan. 1717 im Haag zwischen Frankreich, England und den Generalstaaten geschlossene *Tripleallianz* sicher zu stellen. Dieses Bündniß fand in Frankreich selbst sehr wenig Anklang, weil dasselbe gegen einen Zweig des Hauses Bourbon gerichtet war, den man mit unermesslichen Opfern kurz vorher auf dem span. Throne besetzt hatte. *Alberoni* gab auch seine Entwürfe keineswegs auf, sondern nahm durch einen raschen Schlag dem Hause Oestreich Sardinien und dem Hause Savoyen fast ganz Sicilien. Während hierauf der engl. Admiral Byng die span. Flotte auf

der Höhe von Passaro vernichtete, schloß Dubois unterdeß am 2. Aug. 1718 zu London zwischen Frankreich, England und Osterreich eine neue Allianz, in welcher sich diese Mächte ihren Länderbesitz und sämmtliche Bestimmungen des uturen Friedens gewährleisteten. Man foderte Spanien zum Beitritt auf, erhielt aber eine ausweichende Antwort. Desgleichen zögerte auch der Herzog von Savoyen, weil er Sicilien gegen Sardinien an den Kaiser abtreten sollte. Als aber Savoyen sah, daß es von beiden Seiten gefährdet, trat es am 2. Nov. 1718 der Allianz bei und nahm die Insel Sardinien mit dem Königstitel an. Nach langen Verhandlungen schlossen sich am 16. Febr. 1719 die Generalstaaten dem Bunde an, der hiermit nun den Namen der Quadrupleallianz erhielt. Nachdem Alberoni gestürzt und Spanien gedemüthigt worden war, mußte am 26. Jan. 1720 auch Philipp V. eine Zutrittsacte unterzeichnen. Die Ausgleichungen zwischen Osterreich und Spanien sollten unter Vermittelung der übrigen Verbündeten auf einem Congresse zu Cambray stattfinden, der zwar in der Mitte des J. 1721 zusammentrat, aber durchaus zu keinem Resultat führte. Spanien, von Frankreich durch die Zurücksendung der Infantin Maria Anna (s. Ludwig XV.) hart beleidigt, schloß endlich mit Osterreich zu Wien am 30. Apr. 1725 einen geheimen Vertrag, in welchem letzteres die bourbonische Erbfolge in Spanien, ersteres die Pragmatische Sanction gewährleistete. Der Congreß zu Cambray löste sich demzufolge auf und Frankreich, England und Preußen errichteten am 3. Sept. 1725 zu Herrenhausen die sogenannte hannov. Allianz, der 1726 die Generalstaaten und 1727 auch Schweden und Dänemark beitraten.

Die Bündnisse, welche sich an den östr. Erbfolgekrieg und den Siebenjährigen Krieg knüpften, desgleichen die Coalitionen, welche die europ. Mächte zur Vernichtung der franz. Republik und des Kaiserreichs schlossen, werden gewöhnlich nicht nach ihrer Gliederzahl bezeichnet. Dagegen erhielt ein Bündniß der neuesten Zeit, das zunächst die Aufrechterhaltung des constitutionellen Princips auf der pyrenäischen Halbinsel bezweckte, den Namen einer Quadrupleallianz. Der Plan, der diesem Bündniß zum Grunde lag, war weit tiefgreifender und mehr auf die Erhaltung des europ. Gleichgewichts berechnet, als es den Anschein hatte. Schon seit dem Frieden von 1815 betrachteten die brit. Staatsmänner aller Parteien die Ausbreitung der russ. Macht im Osten und den Einfluß derselben auf die Politik der westlichen Staaten mit gerechter Besorgniß. Die Gefahr stieg, als sich auch das franz. Cabinet unter Karl X. dem östlichen Riesen zuneigte, um vielleicht mit dessen Hülfe die absolute Monarchie herzustellen. Nach der Julirevolution zögerte darum selbst das brit. Toryministerium nicht, den neuen Zustand in Frankreich anzuerkennen, sowie den Freundschaftsanträgen des Fürsten Talleyrand ein günstiges Ohr zu leihen. Die Aussicht auf ein Bündniß zwischen den beiden großen constitutionellen Mächten rückte noch näher, als die Whigpartei ans Staatsruder gelangte, und die Parlementsreform die liberalen Ideen entfestelte. Palmerston, der neue Minister des Auswärtigen, ging sogar mit Vorliebe auf die großartigen Pläne ein, welche ihm Talleyrand, der Meister der franz. Diplomatie, entwickelte. Frankreich und England im Verein sollten dem russ. Übergewicht mit Nachdruck begegnen und zuvörderst im westlichen Europa auf die Herrschaft des liberalen Princips hinarbeiten. Schon trat diese Einigung in der belg. Frage hervor; bald sollte sich dieselbe in den Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel noch deutlicher äußern. Eine franz. Flotte vernichtete die Seemacht Dom Miguel's, und dem Dom Pedro wurde der Weg zur Eroberung Portugals so viel als möglich geebnet. Zugleich errang die franz.-brit. Diplomatie am Hofe zu Madrid einen gewichtigen Sieg, indem König Ferdinand VII. seinem dem Absolutismus zugewendeten Bruder, Don Carlos, die Thronfolge absprach und seiner jungen Tochter Isabella die span. Krone gegen die gesegliche Erbfolge vorbehielt. Es war leicht vorauszusehen, daß diese Anordnung nach Ferdinand's Tode lebhaften Widerstand bei der Pfaffenpartei erwecken und die Königin-Mutter Christine, der die Regentschaft zustand, gänzlich in die Arme der bisher unterdrückten constitutionellen Partei nöthigen würde. Als die unmündige Isabella im Sept. 1833 den span. Thron bestieg, erhielt jedoch alsbald die absolutistische Partei durch die Erhebung der in ihren Privilegien bedrohten Baskischen Provinzen eine gefährliche Stärke. Auch in Portugal war die Macht Dom Miguel's noch nicht völlig gebrochen, und zugleich hatte derselbe den span. Infanten an seinem Hofe aufgenommen. Diese Umstände, verbunden mit dem feindseligen Benehmen der östlichen Mächte, führte die franz.-brit. Politik zu entschie-

denen Schritten. Am 22. Apr. 1834 wurde zu London zwischen Frankreich, England und den constitutionellen Regierungen Portugals und Spaniens eine Quadrupleallianz geschlossen, welche die völlige Vertreibung Dom Miguel's und des span. Prätendenten Don Carlos bezweckte. Einen Monat später war zwar der Bürgerkrieg in Portugal beendet und die Constitution Dom Pedro's allenthalben angenommen, dagegen aber gewann in Spanien der Bürgerkrieg eine regelmäßige Gestalt, zumal der Prätendent selbst auf dem Schauplatz erschien. Schon am 10. Aug. 1834 unterzeichneten darum die verbundenen Cabinete zu London eine Zusatzacte, in welcher sich Frankreich dem Wortlaute nach verpflichtete, die Pyrenäengrenze dem Verkehr der Carlisten zu verschließen, nöthigenfalls auch die span. Küsten durch eine Seemacht zu decken; Portugal aber sagte Spanien unmittelbaren Beistand zu. Als jedoch die Insurrection desselben ungeachtet immer mehr Boden gewann, erklärte die Regentin Christina zu Anfange des J. 1835, daß sie den Kampf ohne kräftige Unterstützung nicht fortsetzen könne, und im Mai foderte sie geradezu das bewaffnete Einschreiten ihrer Verbündeten. Das durch die Not der östlichen Mächte eingeschüchterte franz. Cabinet schob die Entscheidung den brit. Ministern zu, die sich aber für eine unmittelbare Unterstützung ebenfalls nicht in günstiger Lage befanden. Man vereinigte sich endlich zu einem Mittelweg, dem man den Namen einer Cooperation beilegte. Nach einer Übereinkunft vom 28. Juni 1835 ließ die franz. Regierung die 5000 M. starke Fremdenlegion aus Algier an die Küste von Catalonien übersetzen; auch durften fortan Franzosen mit Einwilligung ihrer Regierung in die Dienste der Regentin treten. Die brit. Regierung erließ einen ähnlichen Aufruf, und der brit. Oberstlieutenant Lord-Evans, dem man den Rang eines span. Generals verlieh, warb ein 8000 M. starkes Corps, das im Oct. in Spanien landete. Endlich rückte in den letzten Monaten von 1835 ebenfalls ein portug. Hülfscorps in Spanien ein. Trotz dieser vereinten Anstrengungen machte indeß die Streitmacht des Don Carlos täglich drohendere Fortschritte, sodas die Regentin in der Mitte des J. 1836 das franz. Cabinet abermals um unmittelbares Einschreiten angehen mußte. Wiewol sich Frankreich dem Wortlaute des Tractats gemäß dazu nicht anheischig gemacht hatte, waren doch vom König Ludwig Philipp keine Versprechungen gespart worden, um das Vertrauen und die Hingebung der madrider Regierung zu gewinnen; der Antrag geschah also vollkommen gerechtfertigt. Der Minister Thiers schickte sich demnach auch an, die Zusagen zu halten, und zog zu Pau ein Freiwilligen-corps von 25000 M. zusammen, das die Pyrenäen überschreiten sollte. Allein die Politik Ludwig Philipp's (s. *Juste milieu*) betrachtete die Entfaltung des Liberalismus auf der pyrenäischen Halbinsel schon längst mit größerer Besorgniß, als die Siege des Don Carlos. Nur deshalb war die madrider Regierung so eng als möglich an Frankreich gekettet worden, um dieselbe dem Einflusse der liberalen Partei zu entreißen. Als außerdem der span. Constitutionalismus durch die Revolution von Lagranja, am 13. Aug. 1836, zur vollen Herrschaft gelangte, war Ludwig Philipp zu einer bewaffneten Intervention nicht mehr zu vermögen. Thiers, der auf diese Wendung der königlichen Politik nicht einging, mußte dem Grafen Mole die Leitung der Geschäfte überlassen. Letzterer erhielt nun die Instruction, so zu verfahren, daß im Ausgangsfalle selbst eine Versöhnung mit Don Carlos möglich wäre. Die Idee, welche der Quadrupleallianz zu Grunde gelegen, war hiermit auf das schmachlichste verlegt. Das brit. Cabinet erkannte auch sogleich den ganzen Umfang des Verraths und suchte Ludwig Philipp in der Annäherung an die östlichen Mächte zuvorzukommen. Als die mit dem Zorne der franz. Nation beladene Verwaltung Mole's im März 1839 dem Ministerium Soult Platz machte, war ein Einlenken Frankreichs zu den Verpflichtungen der Allianz nicht zu verkennen. Die franz. Grenze wurde dem Verkehr mit den Insurgenten aufs strengste verschlossen, was mächtig zum Vertrage von Bergara und dem vollen Untergange der carlistischen Macht mitwirkte. Obschon die Contrahenten noch mehrfach erklärten, daß die Allianz fortbestehe, so trat doch die Entfernung Großbritanniens von Frankreich in der wichtigsten aller Fragen, in der oriental. Angelegenheit, mehr und mehr zu Tage. Mit dem Julivertrage von 1840, durch welchen Frankreich von der Gemeinschaft der europ. Großmächte ausgeschlossen wurde, verlor die Quadrupleallianz ihrem wahren Sinne nach alle Geltung, obschon man dieselbe nicht förmlich auflöste. In dieser Krisis empfand Ludwig Philipp die ganze Gefahr einer Trennung von Großbritannien, und sein Streben ging seit-

dem dahin, zwar nicht die erschütterte Allianz durch einen neuen Act fester zu knüpfen, aber doch um jeden Preis in gutem Vernehmen mit der brit. Macht zu bleiben. Gänzlich aber verleugnete die franz. Politik seit Beendigung des Bürgerkriegs die Grundsätze der Quadrupleallianz in den innern Angelegenheiten Spaniens. Hier trugen fortgesetzt die Einmischungen Ludwig Philipp's mehr den Charakter der Untergrabung als einer Befestigung des constitutionellen Staatslebens.

**Duaglio**, eine sehr geachtete Künstlerfamilie, aus Laino am Comersee. — Ihr Ahnherr als Künstler war Giulio D., geb. 1601, ein Schüler Tintoretto's, wurde vom Kaiser Leopold in den Adelsstand erhoben und soll namentlich in Italien, in Laibach und Wien Vieles gemalt haben. — Von seinem Sohne, Giulio D., gest. zu Laino um 1720, gibt es schätzbare Fresken in Wien und im Dom zu Laibach. — Giovanni Maria D., geb. 1700, gest. um 1765, bildete sich in Mailand zum Architekt, trat aber später in kaiserliche Dienste und wurde General-Ingenieur. — Des Letztern Söhne waren Domenico und Lorenzo D. Jener, geb. zu Laino 1723, gest. um 1760, war Historienmaler; Dieser, geb. 1730, gest. 1804, ausgezeichnete Architekt und Decorationsmaler. Er wurde 1750 vom Kurfürsten Karl Theodor nach Manheim berufen und folgte diesem als Hofarchitekt 1778 nach München; von ihm rührt das Rathhaus in Lauingen her, sowie der Redoutensaal in Manheim und das Theater in Frankfurt. — Lorenzo's Sohn, Giovanni Maria D., geb. 1772, gest. 1813, bildete sich in Rom, Neapel, Mailand und Venedig und machte Epoche in der Civilbaukunst und in der Perspective. Er wurde 1793 Hoftheatermaler in München und 1803 Professor der Zeichenakademie an der Militärschule. Von ihm ist die „Anleitung zur Perspective“ (Lpz. 1818) verfaßt. — Domenico's beide Söhne, Julius und Joseph D., erwarben sich um die Decorationsmalerei großes Verdienst; doch sind ihre besten Arbeiten bei dem Theaterbrande in München verloren gegangen. Julius, geb. 1746, starb 1801; Joseph, geb. 1747, starb am 23. Jan. 1828; beide waren Hoftheaterarchitekten in München. Joseph hinterließ vier Söhne, die sich alle der Kunst widmeten. — Der älteste der Brüder, Angelo D., geb. 1778, gest. 1815, zeichnete sich besonders als Decorationsmaler aus. Auch stach er in Kupfer, und die königliche Gemäldegalerie bewahrt gelungene Dsbilder von ihm. Zu Sulp. Boisseree's „Dom zu Köln“ vollendete er die Zeichnungen. — Der zweite Bruder, Dominico D., der ausgezeichnetste unter den vier Brüdern, wurde am 1. Jan. 1786 zu München geboren, sehr früh daselbst als Theatermaler angestellt und ebenso früh der Unterstützung des Königs Max Joseph und des Kronprinzen Ludwig theilhaftig. Er hatte bereits sehr viel in Kupfer, auf Stein und in Öl gearbeitet, als er 1819 seine Stelle als Theatermaler aufgab, um sich ganz der Dmalerei zu widmen. Seitdem machte er große Reisen durch die Niederlande, Frankreich, Deutschland, die Schweiz und Italien, um die vorzüglichsten Werke der altdeutschen Baukunst zu studiren und die majestätischen Denkmale derselben in meisterhaften Darstellungen für die Nachwelt aufzubewahren. Die Münster zu Freiburg, Ulm, München, Straßburg und Köln, das Rathhaus zu Löwen, St.-Sebald zu Nürnberg, der Dom zu Regensburg u. s. w., nebst vielen andern Meisterwerken geben die Belege dafür. Auch gab er die schöne „Sammlung merkwürdiger Gebäude des Mittelalters in Deutschland“ (2 Bde., Karlsruhe), „Ansichten merkwürdiger Gebäude in München“ (2 Hefte, 1811) und „Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Baiern“ (Münch. 1816) heraus. Er hatte im Auftrage des Kronprinzen Maximilian von Baiern den Plan zur Restauration der Burg von Hohenschwangau entworfen und dieselbe bereits angefangen, als er am 9. Apr. 1837 zu Hohenschwangau starb. D. ist als der wahre Erneuerer der Architekturmalerei zu betrachten. Ein reizender Effect ist all seinen Schöpfungen eigen, wenn er es auch mit der Wahrheit des Prospects nicht immer genau nahm und im Anordnen hier und da zu weit ging. Durch ihn wurde zuerst die malerische Schönheit der mittelalterlichen Bauten auf würdige Weise wiedergegeben. — Der dritte Bruder, Lorenz D., geb. 1793, widmete sich vorzugsweise der Genremalerei und seine Gemälde bestehen theils in Darstellungen aus dem Mittelalter, theils und vorzüglich in Schilderungen ländlicher Scenen aus dem bair. Hochlande. Auch lieferte er mehre Steinzeichnungen zum münchener Galeriewerk, darunter namentlich das Familienconcert nach Raffescher, und eine sehr praktische Anleitung zur Landschaftsstaffirung. — Der vierte Bruder,

Simon D., geb. 1795, Hoftheatermaler und Decorateur in München, ist als Architektur- und Theatermaler ganz in die Fußstapfen seines Vaters und ältesten Bruders getreten.

**Quäker** (engl. Quakers, d. i. Zitterer) werden die Glieder einer um die Mitte des 17. Jahrh. in England entstandenen Religionsgesellschaft genannt. Anfangs wurde ihnen dieser, auch noch jetzt beibehaltene Name, von ihren Gegnern aus Spott beigelegt, weil George Fox (s. d.), ihr Stifter oder erstes Glied, bei einer besondern Veranlassung vor Gericht gesagt haben soll: „Zittere vor dem Worte des Herrn“. Die Sekte selbst nennt sich die christliche Gesellschaft der Freunde, weil das Band der Freundschaft und gleichen Gesinnung ihre von der engl. Kirche abweichenden Glieder und Gemeinden vereinigte. Es war im J. 1646, einem wegen politischer Gährung und umfänglichender Beschwerden über Civil- und Religionsangelegenheiten besonders merkwürdigen Zeitpunkt, als sich Fox in seinem 23. Jahre, im treuen und festen Christenglauben und nach manchem harten Geisteskampfe sich dazu berufen hielt, als Religionslehrer aufzutreten. Die Dreistigkeit, mit welcher er gegen Alles, was nach seiner Überzeugung, sowol innerhalb als außerhalb der engl. Kirche, dem reinen Christenthume zuwider war, sich aussprach, fand zwar Beifall bei Vielen, erregte aber bei weit Mehren, besonders unter den höhern Ständen und der Geistlichkeit, Widerstand, sowie von Seiten der Staatsbehörden manche harte Unterdrückungsmaßregel. Die vielen Sonderbarkeiten, die ihn und seine Glaubensgenossen in Lehre, Verfassung und Sitte auszeichneten, machten die Quäker bald zum Gegenstande des Spottes und der Verfolgung; man warf sie, besonders wegen Verweigerung des Eides und des Hutabnehmens, in Gefängnisse und Einige besiegelten ihr Zeugniß für die Wahrheit mit ihrem Blute, indem sie in Amerika, bloß weil sie Gott nur nach ihrem eigenen Gewissen und nicht nach Menschenfessungen dienen konnten, auf dem Schaffot hingerichtet wurden. Trotz aller Verfolgungen, die über sie ergingen, breiteten sich ihre Meinungen doch schnell aus und es bildeten sich bald in mehreren Theilen von Großbritannien und Nordamerika viele Quäkergemeinden, die von den Regierungen abwechselnd geschont und gedrückt wurden, bis ihnen endlich in England die Toleranzacte von 1689 vollkommene kirchliche Freiheit verschaffte und ihnen auch in Amerika gänzliche bürgerliche und kirchliche Freiheit gestattet wurde. Die Gesellschaft hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten. In England findet man sie häufig, nirgend aber zahlreicher als in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. In Deutschland sind sie nur in der Gegend von Pymont und Minden vorzufinden. Man trifft sie in Südfrankreich in der Nähe von Nismes; in Holland, wo sie in frühern Zeiten ziemlich verbreitet waren, sind sie beinahe ausgestorben, dagegen hat sich in neuerer Zeit eine kleine Anzahl in Norwegen gesammelt, und auch in Australien findet man mehre kleine Gemeinden. Wo sie geduldet werden, gilt jetzt ihr einfaches Wort vor Gericht an Eidesstatt; ihr Fleiß, ihre Redlichkeit und Ordnungsliebe, die Einfachheit ihrer Lebensart, der Ernst ihres Betragens und die häuslichen Tugenden, die man fast ohne Ausnahme in ihren Familien wahrnimmt, haben ihnen die öffentliche Achtung erworben.

Ein eigentliches kirchliches Symbol oder förmliches Glaubensbekenntniß, welches nach definitiv festgesetzten Artikeln von den Mitgliedern zu unterschreiben wäre, hat die Gesellschaft der Freunde nicht aufgestellt. Ihre Glaubensansichten sind aber aus den Schriften von George Fox, Robert Barclay, William Penn, Henry Fufe, J. J. Gurney u. A., sowie aus den gedruckten Urkunden und Sendschreiben ihrer jährlichen Versammlungen in London deutlich genug zu entnehmen. Wenngleich nun bei ihrer Entstehung und in den ersten Zeiten ihres Wirkens von ihren Gegnern Manches zum Nachtheil der Gesellschaft verbreitet wurde, und man sie der Heterodoxie und selbst des Deismus beschuldigte, es auch wol nicht zu verneinen wäre, daß einige ihrer eigenen Schriftsteller Anlaß zu Mißverständnissen gegeben, so ist es doch bei aller Verschiedenheit einer subjectiven Darstellung zur Genüge erweislich, daß die christliche Gesellschaft der Freunde, in Hinsicht auf die eigenthümlichen und wesentlichen Grundwahrheiten des Christenthums, mithin auf Alles, was sich unmittelbar auf das Werk der Erlösung der Menschen von der Sünde durch Christum bezieht, von andern rechtgläubigen Christen wenig oder gar nicht abweicht, sich aber in der praktischen Ausführung dieser Lehren, im Leben und Wandel der Christen, desto mehr unterscheidet. Aus den von der Gesellschaft seit ihrer Entstehung, namentlich von 1673 an selbst veröffentlichten Documenten über ihre

christlichen Lehren geht klar hervor, daß, wenn sie gleich scholastische Ausdrücke zu vermeiden suchen und sich lieber an das einfache Bibelwort halten, sie doch in allen Hauptartikeln mit den Symbolen der allgemeinen protestantischen Kirche übereinstimmen und zu den wahrhaft rechthgläubigen Christen gehören.

In der Überzeugung, daß es Prärogativ Gottes sei, sich selbst auf eigene Weise den Menschen zu offenbaren, ziehen sie vor, sich bei Darstellung ihrer religiösen Ansichten und Meinungen so viel als möglich an die Worte der heiligen Schrift zu halten. In vollkommener Übereinstimmung mit dieser haben sie immer an einen Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer des Himmels und der Erde, geglaubt. Sie glauben an Jesum Christum, den eingeborenen Sohn Gottes, durch den Alles gemacht ist, was gemacht ist, der von Anbeginn bei dem Vater verherrlicht, und selbst Gott ist über Alles, gelobet in Ewigkeit. Sie glauben an den heiligen Geist, ausgehend vom Vater und vom Sohne, den Führer, Heiliger und Tröster seines Volks, und glauben, daß diese Drei, Vater, Sohn und heiliger Geist, Ein Gott sind. Aus Anhänglichkeit an das einfache und von Gott selbst eingegebene Bibelwort, und aus Abneigung gegen eine dogmatische Terminologie und alle von den Schulen erdachten Definitionen, vermeiden sie zwar den nicht biblischen Ausdruck der Dreieinigkeit, dennoch ist es klar, daß sie das Wesentliche, den Kern der protestantischen Dreieinigkeitslehre, gläubig auffassen, und in ihrer Anwendung dieser Lehre auf das große Werk der Erlösung erkennen sie Jesum Christum sowohl als wahren Menschen wie als wahren Gott an, indem sie nach der Bibel glauben, daß das Wort, welches im Anfang war bei Gott und Gott war, Fleisch wurde und unter den Menschen wohnte, daß es war das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, welche in diese Welt kommen. Den Menschen betrachten sie, in völliger Anerkennung der Lehre des Sündenfalles, in seiner gefallenen Natur und sich selbst überlassen, als ganz von Gott abgeneigt und dem Bösen zugethan. Daher glauben sie, daß alle Menschen Sünder sind; des Ruhms vor Gott ermangeln und daher seinem göttlichen Zorne ausgesetzt sind; sie glauben ferner, daß die Menschen nur durch die Barmherzigkeit Gottes in Jesum Christum in den Stand der Versöhnung erhoben werden, und nur durch den Glauben an das als Sühnopfer vergossene Blut des Gotteslammes Vergebung der Sünden, sowie Heiligung ihrer Herzen durch die Kraft des heiligen Geistes erlangen können.

Auf diesen breiten Grund bauen sie nun ihr Lehrgebäude weiter auf und fort, indem sie dabei die heilige Schrift, als von Gott eingegeben und daher nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Unterweisung in der Gerechtigkeit, als Richtschnur annehmen, und sich immer bereit gezeigt haben, daß man ihren Glauben und Wandel nach diesem Prüffleine richte. Das, worin sie sich von andern Christen besonders unterscheiden und was man als Kern und Wurzel der eigenthümlichen Lehren dieser Sekte zu betrachten hat, ist, was sie selbst für eine schriftmäßige und vollkommene Anerkennung der Universalität und der erkennbaren (sensiblen) Leitung des heiligen Geistes ansehen. Sie glauben, daß das Licht des Geistes Christi einen jeden in die Welt kommenden Menschen theilweise erleuchtet; daß die segensvollen Wirkungen des Opfertodes Christi sich eben so weit erstrecken als die Folgen der Adamischen Übertretung, und daß diesem zufolge selbst diejenigen, welche sich nicht der äußern Kenntniß der evangelischen Geschichte erfreuen, wenn sie das ihnen von Gott durch Christum verliehene Maß des Lichts seines, in ihren Herzen wirklichen, Geistes befolgen, des durch Christum errungenen Heils theilhaftig werden können. Im festen Vertrauen auf die stete Erfüllung der Verheißung Christi an seine Nachfolger, daß der Geist der Wahrheit „bei ihnen bleibe ewiglich“, und ihnen „Alles lehren“ werde, glauben sie, daß die Leitung des heiligen Geistes von einem jeden gläubigen Christen, sowohl in Beziehung auf seine religiösen Pflichten als auch auf seinen täglichen Lebenswandel, merkbar empfunden werden könne; von dem Geiste geleitet zu werden, ist bei ihnen daher praktische Anwendung und Ausübung der christlichen Religion. Ferner behaupten sie, daß diese „einem Jeglichen ertheilte Gabe des Geistes zu allgemeinem Nutzen“, des Christen einzig wesentliches Befugniß zum Dienste der Kirche und von menschlicher Wahl und Einsetzung gänzlich unabhängig sei. Christus allein habe daher das Recht, durch den heiligen Geist seine Diener zum Predigeramte zu erwählen und zu befähigen, und daß, sowie in den ersten Zeiten der christlichen Kirche dieser Geist über Knechte und Mägde ergossen wurde, er auch noch jetzt sowohl Frauen als Männer,



sowol Junge als Alte, von den Ungelehrten und Armen, sowie von den Weisen und Reichen erwähle und beauftrage, Andern den Weg des Heils zu verkündigen. Da nun Solche die Gnade und Gabe des Predigamtes frei und umsonst empfangen, so sollen sie dieses auch wieder frei und umsonst, ohne Lohn und Lucher ausüben, am allerwenigsten aber einen Gelderwerb daraus machen. Aus diesem Grunde weigern sich die Freunde der Entrichtung von Zehnten und andern Abgaben an Kirche und Klerus. Sie glauben, daß der rechte Gottesdienst im Geiste und in der Wahrheit verrichtet werden müsse, mithin ein geistiger von keinen äußern Ceremonien und Beobachtungen abhängiger Verkehr der Seele mit ihrem Gott sei und nur unter der Anregung und Leitung des heiligen Geistes bestehe. Ihr öffentlicher Gottesdienst übertrifft daher an Einfachheit den Cultus jeder andern Sekte. Man sieht keinen Altar, keine Kanzel und keine Bilder, man hört keinen Gesang und keine Musik in ihren Versammlungen. Ohne Glockenklang kommt die Gemeinde zusammen, und ein Jeder harret schweigend auf den Herrn. Einen besondern geistlichen Stand dulden die Quäker nicht, weil nach ihrer Meinung der heilige Geist noch jetzt, wie zu den Zeiten der Apostel, bei jedem Christen wirkt, und wen er will, zum wahren Kirchendienst anleitet, und es ist einem Jeden, der von ihm dazu berufen und befähigt ist, erlaubt, zu predigen oder zu beten, sodas, wie es bei den ersten Christengemeinden war, bei ihnen zuweilen Mehre nacheinander reden. Doch geht man auch, wenn Keiner sich dazu gedrungen fühlt, nach stundenlangem Harren wieder auseinander, ohne daß ein Laut gehört wird, und ein Jeder seinen eigenen Herzensdienst nur für sich verrichtete. Sie glauben, daß alle Typen, Vorbilder und ceremoniellen Verordnungen des Gesetzes in Christo ihre Erfüllung fanden, und er selbst keine neuen Verordnungen zur Beobachtung ceremonieller Dienste in seiner Kirche hinterließ; daß seine Taufe, eine geistige Reinigung, die Taufe mit dem heiligen Geiste und mit Feuer sei; daß er selbst das Brot des Lebens und das rechte Abendmahl, die Communion seines Leibes und Blutes, ein geistiges Werk sei. Eine unbeschränkte Religionsfreiheit anerkennend, behaupten sie, daß Gott sich selbst die Herrschaft über die Gewissen der Menschen vorbehalten habe, und daß deshalb jeder menschliche Eingriff und jede menschliche Bestrafung in reinen Gewissensangelegenheiten der Wahrheit zuwider sei, es sei denn, daß sich Jemand verleiten ließe, aus bloßem Vorwande einer Gewissenssache seinem Nächsten zu schaden. Sie glauben, daß wahre Religion den Menschen von dem Geiste und dem eiteln Wesen dieser Welt befreie, und einer Alles umfassenden Ausübung des allgemeinen Gesetzes der Wahrheit und Liebe nachstrebend, ist ihre Moral überhaupt sehr streng; sie untersagt ihnen unbedingt die Ablegung des Eides, die Leistung von Kriegsdiensten und Kriegssteuern und den Genuß von Vergnügungen, welche die Sinnlichkeit reizen und die Leidenschaften erregen. Daher halten sie die Theilnahme an öffentlichen Lustbarkeiten, Theater, Glücksspiele, Jagd, Tanz, Schmäuse und Trinkgelage, Luxus jeder Art, ja selbst den Handel mit Luxusartikeln und Kriegsbedürfnissen für unerlaubt, und die Übung der schönen Künste wenigstens für gefährlich. Nicht aus Ermangelung wahrer Höflichkeit, sondern in Vollziehung reiner Wahrheitsliebe und christlicher Einfachheit, nennen sie alle Menschen ohne Unterschied des Ranges Du, verweigern den Gebrauch aller Complimente und der bloßen Ehrentitel, nehmen auch vor Keinem den Hut ab. Ihre Kleiderordnung beschränkt ihren Anzug auf Bescheidenheit und das Nöthige und Bequeme, erlaubt ihnen aber nicht die immer wechselnden Moden und Prachtkleider der Welt. Die Monate und Wochentage benennen sie nicht mit den herkömmlichen heidnischen Namen, sondern nach der Zahlenordnung. Die Ehe halten sie für eine göttliche Anstalt, bedienen sich aber bei ihren Heirathen keines Geistlichen, für dessen Einmischung, ihres Erachtens, die heilige Schrift keine Vollmacht ertheilt. Wollen sich aber ihre Mitglieder verheirathen, so melden sie ihr Vorhaben ihren respectiven Versammlungen der Männer und Frauen, welche die nöthigen Erkundigungen wegen Zustimmung der Aeltern, Freiheit von allen Versprechungen ähnlicher Art, gehöriger Sicherstellung der Rechte aller Kinder etwaiger vorheriger Ehen bei Witwen, einziehen, und stellt sich dann kein Hinderniß zur Vollziehung der Heirath in den Weg, so geschieht die eheliche Verbindung auf eine feierliche Weise in einer öffentlichen Versammlung zum Gottesdienst, bei welcher Gelegenheit ein von den Anwesenden unterzeichnetes Beglaubigungsschreiben der Thatsache ausgefertigt und den Verhehllichten eingehändigt wird. Bei dem Begräbniß ihrer Todten

enthalten sich die Freunde alles unnöthigen Aufwandes und dulden weder Trauerkleider noch Denkmäler.

Die Verfassung der Quäkergemeinden ist, zufolge ihres Principis, daß in religiöser Beziehung Alle gleich sind und Alle unter der Leitung des heiligen Geistes stehen sollten, ganz theo-demokratisch. Die Mitglieder einer oder mehrerer Gemeinden, nach Verschiedenheit ihrer Anzahl, versammeln sich monatlich, um über den sittsamen Wandel ihrer Glieder, die Pflege der Armen, ihre Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten, über die Sittenzucht und Bestrafung ausgearteter Glieder, gegen die aber nur durch Verweise und Ausschließung verfahren wird, über die Aufnahme von Proselyten, über die Erlaubniß zur Verheirathung und über andere das Wohl der Gemeinde betreffende Gegenstände zu berathschlagen und zu verfügen. Diese monatliche Versammlung entscheidet auch in erster Instanz über die Streitigkeiten einzelner Glieder, wählt die weder durch Befoldung noch durch andere Vorrechte ausgezeichneten Beamten, die zur Erhaltung der Ordnung und Armenpflege beauftragten Aufseher sowie ihre Deputirten zu den vierteljährlichen Versammlungen. Diese bestehen aus den Deputirten der Gemeinden eines Districts und bilden eine höhere Synode zur allgemeinen Aufsicht der monatlichen Versammlung, welche die Berichte derselben zur Kenntniß der jährlichen Versammlung bringt, Appellationen in zweiter Instanz annimmt und entscheidet und die Repräsentanten des Districts zu den jährlichen Versammlungen ernennt. Letztere sind für alle angehörigen Gemeinden die höchste Instanz, üben in Sachen der Disciplin, Verfassung und Sitte die gesetzgebende Gewalt und geben in Angelegenheiten und Streitigkeiten jeder Art die definitive Entscheidung. Solcher jährlichen Versammlungen gibt es sieben in Nordamerika, und für die europ. Quäker eine in London. Sowol die monatlichen als vierteljährlichen und jährlichen Versammlungen finden auch bei dem weiblichen Geschlechte statt, um die besonders auf ihre eigene Sphäre sich beziehenden Angelegenheiten in schweesterlicher Liebe zu leiten und eine christliche Aufsicht über ihr eigenes Geschlecht auszuüben. Letztere sind indessen nicht befugt, Regeln und Verordnungen zur Verwaltung von Gemeindefachen zu erlassen. Die Gemeindefassen, welche den Aufwand der Gemeinde für ihre Versammlungshäuser, milden Anstalten u. s. w. blos aus dem Ertrage freiwilliger und meist sehr reichlich eingehender Beiträge der Einzelnen bestreiten, stehen entweder unter der Oberaufsicht der monatlichen, vierteljährlichen oder jährlichen Versammlung. Letztere hat einen allgemeinen Nationalfonds, woraus die Kosten der Verbreitung religiöser Bücher, der Nachsuchung bei der Regierung um Erleichterung in vorkommenden Leidensfällen wegen Gewissensangelegenheiten, sowie auch der Reiseausgaben der in fremden Ländern im Werke des Evangeliums begriffenen Diener und andere öffentliche Gegenstände der Gesellschaft bestritten werden. Dergleichen es unter den Freunden bei jedem einzelnen Gliede als Pflicht erkannt ist, daß der Eine den Andern in Liebe wahrnehmen sollte, so liegt doch diese Pflicht den in den Gemeinden dazu ernannten Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, welche man Aufseher nennt, hauptsächlich ob. Kommt diesen ein Fehltritt irgend eines Gliedes zur Kenntniß, so statten sie ihm einen Privatbesuch ab, um das fehlende Glied in Liebe und Zärtlichkeit zu ermahnen und wo möglich zu seiner Besserung mitzuwirken; bleiben diese Bemühungen aber fruchtlos, so wird der Fall der monatlichen Versammlung gemeldet. Diese ernennt alsdann einen Ausschuß, um noch weitere Sorgfalt und liebevolle Einladung zur Wiederkehr zu verwenden. Sollten indeß alle Reclamationsmittel ohne Erfolg bleiben, so wird das sich widersezende Subject von der Gesellschaft durch ein von der monatlichen Versammlung ergehendes und von ihrem Schreiber unterzeichnetes Document ausgeschlossen. Die Gesellschaft hat viele weise Vorkehrungen in Hinsicht auf diejenigen ihrer Mitglieder getroffen, welche sich zum Predigeramt berufen glauben. Diese stehen unter der besondern Aufsicht und väterlichen Sorgfalt der Ältesten, welche wegen ihrer erwiesenen geistlichen Unterscheidungskraft und weil sie durch ihre Früchte ihren gesunden Glauben dargethan, besonders zu diesem Zwecke von den monatlichen Versammlungen gewählt wurden. Die nach hinlänglicher Prüfung erfolgende Anerkennung der öffentlichen Diener des Wortes als genehmigte Prediger bleibt aber der monatlichen Versammlung, sowol männlichen als weiblichen Geschlechts, in einer gemeinsamen Zusammenkunft anheimgestellt. Es ist den monatlichen Versammlungen besonders auferlegt, Niemandem, der sich geneigt fühlt, im

Dienste des Evangeliums zu reisen, auf voreilige Weise ihr Beglaubigungsschreiben auszuhandigen, sondern dahin zu sehen, daß Solche zu Hause erst wohl geprüft und bewährt, gesund an Glauben und Lehre, sowie auch von gutem Wandel sind und mit ihren eigenen Gemeinden in Einigkeit stehen. Übrigens ist es bemerkenswerth, daß diese Verfassung und Kirchenzucht von George Fox selbst mit großer Klarheit und tiefem Scharfsinn nicht nur angebeutet, sondern auch größtentheils wirklich eingeführt wurde, und ungeachtet der großen Vermehrung der Gesellschaft und der eingetretenen Veränderung der Zeitumstände noch immer fortdauert, den Bedürfnissen der Gemeinde angemessen, und zum allgemeinen Wohle wirksam zu sein. Mit Unrecht hat man die Gesellschaft als Feinde von Bildung und Gelehrsamkeit angeklagt. Schon George Fox beförderte die Errichtung von Schulen und Erziehungsanstalten und in spätern Zeiten haben sie sich nicht nur unter sich, sondern auch gegen das Publicum als entschiedene und thätige Freunde der Ausbreitung aller nützlichen Kenntnisse, vorzüglich unter den Armen, gezeigt. Ihre menschenfreundlichen Bemühungen und dauerhaften Anstrengungen zur Abschaffung des Sklavenhandels in allen Ländern sind bekannt, und die Wohlthätigkeit, mit der sie sich selbst fremder Glaubensgenossen annehmen, und die streng gehandhabten Gesetze ihrer Sittenzucht lassen nicht leicht Etwas aufkommen, was ihren Ruf beslecken könnte.

**Qualität** heißt so viel als Beschaffenheit. Der Ausdruck wird daher eben sowol auf Das, was ist, die Dinge, als auf Das, was gedacht wird, die Begriffe und Urtheile, bezogen. Die Qualitäten eines Dinges heißen im gewöhnlichen Leben seine Eigenschaften, sie bezeichnen Das, was das Ding ist. Die Relativität und Veränderlichkeit derselben führt aber auf die Frage nach ihrem wahren Wesen, und somit zu dem Begriffe solcher Qualitäten, die nicht blos in der Erscheinung liegen und von den veränderlichen Bedingungen der letztern abhängen. (S. Metaphysik.) Die Qualität eines Begriffs ist gleich seinem Inhalt; sie bezeichnet Das, was in einem Begriffe gedacht wird. Sich nach der Qualität der Begriffe in seinem Denken richten, also jeden Begriff so denken, wie er kraft seines Inhalts gedacht zu werden verlangt, heißt, ihn logisch genau denken. Die Qualität eines Urtheils nennt die Logik die Art der Entscheidung über die Verknüpfung oder Nichtverknüpfung zweier Begriffe, die das Urtheil aussagt, also den Unterschied des behandelnden und verneinenden Urtheils. (S. Kategorien.) Im gewöhnlichen Leben nennt man die Qualität eines Menschen oft auch seinen Rang, Titel u. s. w.

**Quant** (Joh. Gottlob von), Mitglied des akademischen Rathes für die Akademie in Dresden und Leipzig, auch als Kunstgeschichtlicher Schriftsteller rühmlichst bekannt, wurde am 9. Apr. 1787 zu Leipzig geboren, wo sein Vater, Joh. Gottlob N., Besitzer der gegen das Ende des 17. Jahrh. von Amsterdam nach Leipzig verlegten großen Tabackshandlung Joh. Gottfr. Quandt und Thorbeck war, die jetzt im Besitze Mangelsdorfs ist. Anfangs für die Handlung bestimmt, wurde er sehr bald durch seinen Lehrer, den nachmaligen Hofrath Rochlis, zu der Kunst hingezogen, und schon in seinem zwölften Jahre legte er den Grund zu seiner gegenwärtig so reich ausgestatteten Kunstsammlung. Später übte er sich in der Kunst technisch und praktisch, und machte sich eifrigst mit der Kunstgeschichte bekannt. So ausgerüstet unternahm er 1811 seine erste Reise nach Italien. Eine Frucht derselben war die Schrift „Streifereien im Gebiete der Kunst“ (3 Theile, Lpz. 1819), die aus politischen Rücksichten erst so spät im Druck erschien. Ihm verdankt in Leipzig die Stadtbibliothek die schönen altdeutschen Bilder, die er in ihrer Verborgenheit aufsuchte und für deren Wiederherstellung er thätig wirkte. Nach dem Tode seines Vaters, der 1819 erfolgte, ließ er sich in Dresden nieder, wo er noch gegenwärtig seinen Aufenthalt hat. Im J. 1820 unternahm er seine zweite Kunstreise nach Italien. Seine Vorträge über Kunst- und Künstlergeschichte, die er von Zeit zu Zeit in seiner Wohnung vor zahlreicher Versammlung hielt und wobei er die wichtigsten Blätter aus seiner Sammlung vorlegte, gaben ihm Veranlassung zur Herausgabe des „Entwurfs zu einer Geschichte der Kupferstechkunst und deren Wechselwirkungen mit andern zeichnenden Künsten“ (Lpz. 1826). Außerdem erschienen von ihm „Briefe aus Italien über das Geheimnißvolle der Schönheit und der Kunst“ (Gera 1830); mit Wagner eine Uebersetzung von Lanzi's „Geschichte der Malerei in Italien“ (3 Bde., Lpz. 1830—33) und „Kleines A. B. C. Buch für Anfänger im Lesen und Schreiben. Synonymen und Homonymen“ (Lpz. 1838).

**Quantität** heißt so viel als Größe. Der Begriff der Größe setzt jederzeit die Zusammenfassung einer Vielheit voraus; er bezeichnet das Product dieser Zusammenfassung; daher die gewöhnliche Definition: Größe ist, was einer Vermehrung und Verminderung fähig ist. Ein bestimmtes Quantum ist eine bestimmte Größe. Unter den Begriff der Größe fallen Zahl, Grad, Raum und Zeit. Alle gleichartigen Größen messen sich gegenseitig aneinander dadurch, daß man eine beliebige Größe als Einheit annimmt. Das allgemeinste Mittel der Größenmessung ist die Beziehung aller Größen auf die Zahlenreihe. Die Wissenschaft, die sich mit der Bestimmung nicht der Größen selbst, sondern ihrer Verhältnisse beschäftigt, ist die *Mathematik* (s. d.); ihr gehören auch die nähern Bestimmungen des Begriffs der Größe an, je nachdem sie discrete oder stetige, endliche oder unendliche, positive oder negative, reelle oder imaginaire u. s. w. sind. In der Logik bezeichnet die *Quantität* eines Begriffs seinen Umfang, d. h. die Menge von Begriffen, in welchen er als Merkmal vorkommt; ebenso die *Quantität* eines Urtheils die in der Form des Urtheils liegende Bestimmung, ob das Prädicat von dem ganzen Umfang des Subjects oder nur von einem Theile desselben bejaht oder verneint wird. Darin besteht der Unterschied des allgemeinen und besondern Urtheils. — Über die *Quantität* der Silben s. *Prosodie*.

**Quanz** (Joh. Joachim), ein guter Flötenspieler, der Lehrer Friedrich's des Großen, geb. zu Dberschaden im Hannöverschen am 30. Jan. 1697, der Sohn eines Hufschmieds, war ursprünglich für dieses Handwerk bestimmt, fand aber nach des Vaters Tode Gelegenheit, sich der Musik zuzuwenden und kam zunächst zur herzoglichen Kapelle in Merseburg; dann ging er 1714 nach Dresden. Im J. 1718 wurde er Hoboist bei der sogenannten poln. Kapelle in Warschau, und besuchte dann Italien, Frankreich und England. Nach seiner Rückkehr war er wieder in Dresden bei der königlichen Kapelle angestellt, bis ihn 1741 Friedrich II., der ihm schon als Kronprinz Anträge gemacht hatte, unter sehr vortheilhaften Bedingungen nach Berlin berief. Er starb zu Potsdam am 12. Juli 1773. N. hat nicht blos als Meister auf der Flöte, sondern auch als Verbesserer derselben große Verdienste. Seine „Anweisung, die Flöte zu spielen“ erlebte mehre Auflagen. Als Componist lebte er fast nur für seinen Schüler, den großen Friedrich, für welchen er gegen 300 Concerte und 200 Solos gesetzt haben soll. Seine Compositionen beurkunden den regelmäßigen Charakter der Compositionen seiner Zeit. Wie weit die Sorgfalt des Königs für seinen Lehrer ging, sieht man daraus, daß er in der letzten Krankheit N.'s selbst Arztesstelle bei ihm vertrat und für die nöthige Pflege sorgte, auch ihm nach seinem Tode ein Denkmal setzen ließ.

**Quappen** oder *Kaulquappen* nennt man die fischartigen Froschlarven, d. h. die Frösche und Kröten in ihrer ersten Entwicklungsstufe, wenn sie noch ganz wie ein Fisch, fußlos und mit Kiemen an den Kopfseiten, gebildet sind.

**Quarantaine** oder *Contumaz*. Die Bemerkung, daß gewisse Krankheiten sich durch Ansteckung verbreiteten, veranlaßte schon in frühen Zeiten das Absperrn einzelner Kranken auf ärztliche Verordnung, und rohe unzureichende Versuche, dieser Maßregel zur öffentlichen Sicherheit eine größere Ausdehnung zu geben, wurden auch wol im christlichen Europa durch Absperrung von Häusern oder Straßen, in denen sich eine ansteckende Krankheit zeigte, schon im frühen Mittelalter gemacht. Allein erst zu Ende des 15. Jahrh. errichtete die Republik Venedig zur Abwehr der Pest, die in Oberitalien herrschte, eine Anstalt, welche alle Ankommenden, ehe sie die Stadt betreten durften, einer vierzigstägigen Überwachung und Beobachtung unterwarf und deshalb den Namen *Quarantaine* erhielt. Diesem Beispiele folgten nach und nach die übrigen Völker, namentlich die Seestaaten, welche durch ihre Lage der Einschleppung einer Seuche besonders ausgesetzt waren, und es sind seitdem die *Quarantaine*- oder, wie man sie später nannte, die *Contumazan*stalten durch vermehrte Kenntniß und Erfahrung allmählig zu einer hohen Stufe der Ausbildung gelangt. Abgesehen von derartigen Einrichtungen bei einzelnen Epidemien für eine gewisse Zeit sind die *Contumazan*stalten stehend zur Abhaltung der orient. wie der occident. Pest (s. d.), gegen welche sie sich auch besonders wirksam erwiesen zu haben scheinen. Sie finden sich in allen größern Häfen Europas, namentlich in denen des Mittelländischen Meeres, welche dem Herde der orient. Pest am nächsten liegen, und an den Landgrenzen gegen die Türkei, wo vorzüglich die östr. Militairgrenze nach allen Erfahrungen als vortreffliches Schutzmittel gegen das Eindringen

der Pest betrachtet werden kann, während die von Rußland getroffenen Maßregeln ihrer Neuheit und der größern Ausdehnung der Grenze wegen noch kein sicheres Resultat geliefert haben. In den Häfen ist die Einrichtung ungefähr folgende. Jedes Schiff, welches aus einem öfter von der Pest heimgesuchten Lande kommt, muß ein Gesundheitszeugniß über den Ort, von dem es kommt, mitbringen, für dessen Richtigkeit der Capitain und der an diesem Orte von der Regierung des betreffenden Quarantainehafens beauftragte Consularagent zu haften haben, und dasselbe beim Hafencommandanten vorzeigen, ehe es die Erlaubniß zum Einlaufen erhält. Auf diese Gesundheitszeugnisse, welche verschiedene Classen haben, stützt sich nun die Ausdehnung der anzuwendenden Quarantaineverordnungen, wobei noch die gewöhnliche Beschaffenheit des Hafens, aus welchem das Schiff kommt, der Orte, an denen es auf dem Wege anlegte, und der Waaren, die es führt, in Betracht gezogen werden. Nach Maßgabe seiner größern oder geringern Gefährlichkeit wird dem Schiffe eine gewisse Zeit als Contumaz auferlegt und ein bestimmter Platz zum Anker angewiesen. Um jede Verbindung mit dem Lande und andern Schiffen abzuschneiden, wird es mit Wachböten umgeben; die Mannschaft kann auf dem Schiffe bleiben und erhält ihre Bedürfnisse mittels langer Stangen zuge stellt; auch kann sie in einigen Häfen, wenigstens zum Theil, sich in das Quarantainehospital begeben, wo jedoch dieselbe strenge Überwachung und Absonderung stattfindet. Täglich erhält der Hafencommandant einen genauen Bericht über den Gesundheitszustand derselben. Gleichzeitig wird das Schiff gelüftet, die Waare, welche der Verbreitung des Pestcontagiums günstig ist, der Desinfection (s. d.) unterworfen und so Alles gethan, was dazu beitragen kann, die Ansteckung zu verhindern. Schiffe, auf denen die Pest wirklich ausgebrochen ist, werden nur allein in Marseille zugelassen, wo sich überhaupt die vorzüglichsten Contumazanstalten finden. Da die Quarantainezeit von vier bis weit über 100 Tage dauern kann und deshalb dem Seehandel ein mächtiges Hinderniß entgegenstellt, so haben sich in der neuesten Zeit viele Stimmen dagegen erhoben, deren Meinung in dem Umstande, daß die Cholera aller gegen sie getroffenen Abperrungsmaßregeln spottete, eine bedeutende Unterstützung zu finden schien; jedoch ist zwischen der asiat. Cholera und der orient. Pest durchaus keine derartige Parallele zu ziehen. Vgl. Muratori, „Del governo della peste e delle maniere di guardarsene“ (Modena 1710).

**Quark** oder **Maß** heißt derjenige Käsestoff, welcher aus der nach dem Abnehmen des Rahms zurückbleibenden, verdickten, halbgeronnenen Milch (Sauermilch) gewonnen wird und woraus man ganz magern oder Sauerkäse bereitet.

**Quarré** bezeichnet in der Militärsprache ursprünglich nur eine zusammengedrückte Masse Infanterie, deren Umfang sehr bald dadurch bestimmte Linien als Seiten erhält, daß diejenigen Leute, welche den angreifenden Feind mit dem Gewehrschuß erreichen können, sich von selbst in gerader Front bilden. Die hierdurch entstehende **Maße**, der **Linie** (s. d.) gegenüberstehend, kann allerdings den feindlichen Angriff besser abwehren, obschon die Feuerwirkung vermindert ist. Die Wichtigkeit des Stoßes der Masse beim Angriff und ihres Widerstandes bei der Vertheidigung ist schon in den ältesten Zeiten von Griechen und Römern erkannt und auch bis vor Einführung des Geschüßes vielfach geltend gemacht worden. Kleine Truppentheile, z. B. einzelne Züge oder Compagnien, können nur **compacte Quarrés** bilden; bei ganzen Bataillonen ist aber ein hohler Raum innerhalb des Quarrés nicht allein nothwendig, um den vier Fronten eine größere Ausdehnung, also auch mehr Feurgewehre zuzutheilen, sondern auch um sowol Personen als Effecten aufzunehmen und zu beschützen, die außerhalb keine Sicherheit finden könnten. Bei der Angriffscolonne (s. **Colonne**) bildet aber auch das Quarré eine dichte Masse. Die Aufstellung der dem Bataillon zugetheilten Geschüße kann nur nach dem Terrain und der Angriffsart des Feindes bestimmt werden; gewöhnlich sind sie an den Ecken des Quarrés und dicht an den Truppen postirt. Daß die Cavalerie kein Quarré formirt, ergibt sich aus ihrer Fehart von selbst.

**Quark**, s. **Maß** und **Gewicht** und **Bücherformat**.

**Quartal** nennt man sowol den vierten Theil eines Jahres, als auch die Zeit, wo ein solches anfängt und schließt. Bei den Handwerkern bezeichnet man mit Quartal die vierteljährige Zusammenkunft der Meister oder Gesellen.

**Quarte** heißt in der Musik ein Intervall von vier Notenstufen. Es gibt eine ver-

minderte, eine reine oder kleine und eine übermäßige Quarte. Über die Frage, ob die Quarte unter die Consonanzen oder unter die Dissonanzen gehöre, ist viel gestritten worden. Die reine Quarte ist, so lange sie nicht als eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords gebraucht wird, eine Consonanz, die in Hinsicht auf den Grad ihres Consonirens unmittelbar nach der reinen Quinte folgt, in vielen Fällen aber einer ebenso beschränkten Fortschreitung wie die Dissonanzen unterworfen ist. Ist dagegen die Quarte eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords, so wird sie jetzt fast allgemein als eine Dissonanz betrachtet. Auf der Violine heißt die A-Saite Quarte.

**Quartett** (lat. Quatuor, ital. Quadro) heißt ein Tonstück für vier, meist concertirende Streichinstrumente, nämlich zwei Violinen, eine Violine und ein Violoncell; auch ein Tonstück für vier Singstimmen, mit oder ohne Instrumentalbegleitung. Für Instrumentalquartetten betrat Jof. Haydn (s. d.) eine neue Bahn, und ihm folgten Mozart, Beethoven, die Romberg, Spohr, Ries, Dnšlow, Feska, Mendelssohn-Bartholdy, Schumann, Fr. Schubert u. A. Das Quartett verhält sich zu der vollen Orchestermusik wie die vollendete Zeichnung zur bunten Farbenpracht des Gemäldes. In demselben wirkt am reinsten der einfache Reiz der Harmonie und Melodie, und es ist um so werthvoller, je mehr alle vier Stimmen selbstständig wirken. Durch Vorherrschen einer Partie entsteht das minder werthvolle Soloquartett. Oft rechnet man auch die Quintetts und Sextetts für Streichinstrumente zur Quartettmusik.

**Quartier**, eigentlich Wohnung, dann aber auch gleichbedeutend mit Stadtviertel, wie z. B. in Konstantinopel, nennt man insbesondere die den Soldaten, wenn sie nicht in Kasernen Unterkommen finden können, von den Behörden angewiesene Wohnung. (S. Einquartierung.) — Gut Quartier heißt beim Gefangennehmen feindlicher Soldaten das Gewähren des Pardons. — Auf der See nennt man Quartier die Zeit, in welcher die Hälfte der Mannschaft die Wache auf dem Deck hat, während die Andern schlafen. Der Tag wird hierzu in sechs Theile zu vier Stunden zerlegt, so jedoch, daß die Abtheilung der Mannschaft, welche um Mittag die Wache bezieht, bis 8 Uhr Abends Dienst hat, während von da an das Wechseln von vier zu vier Stunden eintritt. Auf diese Weise wird erzielt, daß am folgenden Mittag die andere Abtheilung den Dienst beginnt und daher beiden Theilen Nacht um Nacht gleiche Ruhe geboten wird.

**Quarz** heißt ein Mineral, welches in sechsseitigen Pyramiden und Prismen, auch derb, eierförmig, tropfsteinartig, in Gesehieben und Körnern vorkommt, theils farblos, theils mannichfaltig gefärbt ist und muscheligen Bruch, Glasglanz und Durchsichtigkeit in verschiedenen Graden hat. Die Härte desselben steht zwischen der des weichern Feldspaths und der des härtern Topases; das spezifische Gewicht = 2,5. Es besteht aus Kieselerde und bildet eine außerordentliche Menge von Varietäten, die meist als Schmucksteine benützt werden, dahin gehört der Bergkrystall, die durchsichtigen oder halbdurchsichtigen, farblosen oder rein gelb, graulichweiß und rauchgrau gefärbten Abänderungen, welche sich theils in Krystallen von Linien bis mehre Fuß Durchmesser, theils in Gesehieben finden. Die prächtigsten Varietäten der Bergkrystalle kommen aus Madagaskar und aus den Urgebirgen von Wallis und Savoyen, welche riesenhafte Drusen oder sogenannte Krystallkeller verschließen. Auch Sachsen, Frankreich, England, Ungarn u. s. w. liefern schöne Bergkrystalle. Die ganz wasserhellen heißen bisweilen occidentalische Diamanten; die rauchgrauen Rauchtopase, oder wenn sie sehr dunkel sind, Morion; die hyazinthrothen Hyazinthene von Compostella; die gelben Citrine, und diejenigen, welche haarförmige Krystalle von andern Mineralien eingeschlossen enthalten, Haarsteine. Der Bergkrystall war ehemals in weit größerem Gebrauche als gegenwärtig, wo die Glaswaaren so vollkommen geliefert werden, daß sich seine Benützung auf Petschäfte, Gemmen und andere kleine Bijouterien einschränkt. Man schleift ihn in ovale Matten, linsenförmig, oder als Brillant, Rosette und Tafelstein, zu Petschäften aber meist als dreiseitiges Prisma (die sogenannten Balzen). Der Amethyst, violettblau, ins Bläulich- und Röthlichweiße schillernd, selten gleichmäßig gefärbt, meist wolkig und fleckig mit Zickzackstreifung, findet sich krystallisirt auf Gängen im Urgebirge oder in Blasenräumen der Mandelsteine, auch in kleinen Gesehieben. Die schönsten Amethyste kommen von Ceylon, Ostindien, Sibirien, aus Sachsen und

der Pfalz. Hierher gehören ferner der Rosenquarz, eine rosenrothe, und der Milchquarz, eine milchweiße, halbdurchsichtige oder stark durchscheinende, derbe Varietät des Quarzes, von muscheligen oder unebenem Bruch, der blaue Saphirquarz, der grüne Prasem, der durch Glimmerblättchen flimmernde Aventurin, der Eisenkiesel, Stinkquarz und das Ragenauge, ein Quarz, das durch die eingemengten Amianthfasern seinen charakteristischen Lichtschein erhält; er ist grau, grünlich, röthlich und bräunlich und findet sich selten derb, sondern meist in kleinen Geschieben. Die schönsten Ragenaugen kommen von Malabar und Ceylon, andere vom Harz und Fichtelgebirge. Sie werden halbkugelförmig geschliffen und als Ringsteine getragen. Im Achat ist mit verschiedenfarbigem Quarz Zaspis oder Hornstein und Chalcedon (s. d.) verwachsen; daher die verschiedenen Farben und Namen desselben, wie Zaspachat, Trümmerachat, Moosachat, Korallenachat, Festungsachat u. s. w. Der schönste Achat kommt aus Indien und Sicilien; doch findet man ihn von allen Farben auch in Böhmen, Sachsen, Hessen und Franken; endlich gibt es allerlei achatartige Versteinerungen, dergleichen namentlich im sächs. Erzgebirge angetroffen werden. Dem Quarz äußerst nahe stehen die undurchsichtigen Kieselerdeformen Feuerstein (s. d.), Hornstein (s. d.) und Zaspis, welcher letztere durch Thonerde und Eisenoryd verschiedenartig, zum Theil bandförmig gefärbt ist.

#### Quasimodogeniti, s. Sonntag.

Quassia nennt man die Rinde und das Holz der Quassia amara, die besonders auf Surinam, und der Quassia excelsa, die meist auf Jamaica angetroffen wird. Wegen des vielen und reinen Bitterstoffes, der sich darin findet, steht die Quassia unter den bitteren Arzneien oben an und wird meist in Form des Decocts gegen Schwäche der Verdauungswerkzeuge angewendet. Als Spähne in Wasser geweicht und mit Zucker versüßt, gibt die Quassia ein übrigens gefahrloses Fliegengift ab.

Quästoren ist der Name eines röm. Magistrats, dem die oberste Leitung der Staatskassengeschäfte anvertraut war. Es ist fraglich, ob Valerius Publicola im J. 509 v. Chr. für diese in den Quästoren einen neuen Magistrat geschaffen, oder ob er dieselben den alten Quästores Parricidii, die schon in der Königszeit als Behörde für Erforschung der schweren Verbrechen, die man unter dem Namen Parricidium (s. d.) begriff, und zum Richteramt über sie bestanden, übertragen habe. Doch ist das Letztere wahrscheinlich, sodas dem Magistrat der Name Quästoren verblieb, auch als er in späterer Zeit seine criminalrichterliche Bestimmung verlor. Zu den anfänglichen zwei Quästoren, die, weil sie unmittelbar das städtische Ararium verwalteten, städtische genannt wurden, kamen im J. 422 v. Chr. noch zwei, um die Consuln als Kriegszahlmeister ins Feld zu begleiten. Kurz vor Beginn des ersten pun. Kriegs wurde die Zahl auf acht erhöht, und sie stieg wahrscheinlich mit der Vermehrung der Provinzen, in die sie die Statthalter begleiteten, bis Sulla sie auf zwanzig, Cäsar auf vierzig erhob. Gewählt wurden sie in der ältern Zeit in Curiat, dann in Tributcomitien; seit dem J. 422 war die Quästura auch Plebejern zugänglich. Während in älterer Zeit die Quästur häufig von ältern Männern bekleidet wurde, galt sie später als die erste Stufe der honores oder der höhern Ehrenämter (s. Magistratus). Die Geschäfte wurden so vertheilt, das zwei in Rom als Vorsteher der Staatskasse blieben; wahrscheinlich hatten vier an einzelnen Punkten Italiens, worunter Ostia, ihren Sitz, um daselbst die Geschäfte der Staatseinnahme und Ausgabe zu leiten; die übrigen gingen zu demselben Zweck in die Provinzen, mit deren Statthaltern sie nach alter Sitte durch ein Pietätsverhältniß verbunden sein sollten. Die städtischen Quästoren wohnten den Senatssitzungen bei und alle Quästoren hatten, wenn sie, nach Rechnungsablegung, abgegangen waren, ein Anrecht darauf, von den nächsten Censoren in den Senat gewählt zu werden. Zur Ausführung der Geschäfte stand ihnen ein ansehnliches Expeditionspersonal in den scribae, die dadurch, das sie im Amte blieben, die eigentliche Geschäftskennntniß besaßen, zu Gebote. In der Kaiserzeit wurde das Ararium durch Augustus unter besondere Präfecten (s. d.) gestellt; doch scheinen die Quästoren noch immer unter diesen Dienste dabei versehen zu haben. Im 3. Jahrh. wurde das Ararium dem Senat entzogen und stand nun wie der Fiscus bloß unter kaiserlicher Gewalt; ebenso hörte der Unterschied zwischen Provinzen (s. d.) des Princeps und

des Volks auf, und auch in die letztern, in die bis dahin Quästoren geschickt worden waren, kamen jetzt nur noch kaiserliche Procuratoren oder Rationales; dennoch erhielt sich die Quästur, bei deren Antritt Festspiele gegeben werden mußten, ohne innere Bedeutung als Titularmagistrat noch geraume Zeit.

Quatember ist aus quatuor tempora, d. i. die vier Jahreszeiten, entstanden. Die Quatember, die als Epochen für manche bürgerliche Geschäfte und Entrichtung von Steuern dienen, sind in einigen Gegenden Ostern, Johannis, Michaelis und Weihnachten; in andern, z. B. in Sachsen, Reminiscere (27. Febr.), Trinitatis (28. Mai), Crucis (17. Sept.) und Lucia (17. Dec.); in noch andern, z. B. in Nürnberg, Lichtmess, Walpurgis, Laurentii und Allerheiligen. Bei den Katholiken sind die Quatember vier Fasttage, welche am Mittwoch, Freitag und Sonnabend vor gewissen Feiertagen beobachtet werden und sich mit diesen jährlich ändern.

Quatrain (franz.) nennt man in der Dichtkunst theils eine aus vier Versen bestehende Strophe, theils ein selbständiges kleineres Gedicht von vier Versen. Dergleichen kleinere Gedichte, wie sie zunächst von den Franzosen ausgingen, wurden nicht blos zu ersten Veranlassungen, sondern auch zum Scherz und zur Ländelei oder Spielerei benützt und finden sich in der Poesie fast aller neuern Nationen.

Quatre-Bras, eine Meierei in der belg. Provinz Südbrabant, zum Bezirk Nivelles gehörig und auf einem Plateau gelegen. In der Nähe derselben durchschneidet die Straße von Charleroi nach Brüssel die von Namur nach Nivelles. Der Ort ist durch die Schlacht bei Ligny (s. d.), am 16. Juni 1815, geschichtlich merkwürdig geworden. Während Napoleon die Preußen bei Ligny angriff, sollte Ney an der Spitze eines starken Corps die engl.-braunschweig.-niederländ. Armee zu Quatre-Bras aufhalten. Die Absicht Napoleons, welche auf eine Trennung der Verbündeten hinauslief, wurde durch unaufgeklärte Zufälle nicht vollständig erreicht. Auf beiden Seiten blieben in den Gefechten zu Quatre-Bras ungefähr 5000 M., darunter der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig.

Quatremère de Quincy (Ant. Chrysostome), Mitglied der Akademie der Inschriften und der schönen Künste, beständiger Secretair der Akademie der schönen Künste, geb. zu Paris am 28. Oct. 1758, war vor der Revolution Rath beim Gerichtshofe des Châtelet. Als Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung zeigte er sich als eifrigen Vertheidiger der Monarchie. Während der Schreckensherrschaft brachte er dreizehn Monate im Gefängnisse zu. Am 5. Oct. 1795 stand er mit an der Spitze des gegen den Convent gerichteten Aufstandes und wurde deshalb zum Tode verurtheilt, fand aber Gelegenheit zu entkommen. Nachdem 1796 unter veränderten Umständen eine Jury erklärt hatte, daß 1795 gar kein Aufstand gewesen, erschien auch Q. wieder in Paris und wurde 1797 Abgeordneter des Seinedepartements bei dem Gesetzgebenden Körper und Mitglied des Rathes der Fünfhundert. Da ihn aber seine Grundsätze zur Partei Elischy hintrieben, so sah er nach dem 18. Fructidor wieder die Achtung über sich verhängen, entging indes durch die Flucht der Deportation nach Cayenne. Nach dem 18. Brumaire zurückberufen, wurde er 1800 Mitglied des Rathes des Seinedepartements und 1803 in das Institut aufgenommen, dessen historische Classe sein „Mémoire sur l'état de l'architecture chez les Egyptiens“ (Par. 1803) gekrönt hatte. Seitdem beschäftigte er sich vorzugsweise mit Kunststudien. In der Folge wurde er Generalsecretair des Rathes im Seinedepartement und im Institut Mitglied der Classen der Geschichte und alten Literatur. Ludwig XVIII. ernannte ihn nach der Restauration zum Offizier der Ehrenlegion, zum königlichen Censor, zum Intendanten der Künste und öffentlichen Denkmale und zum Mitglied des Conseils für den öffentlichen Unterricht. Während der Hundert Tage verlor er die beiden letztern Anstellungen. Dafür wurde er 1816 durch königliche Ordonnanz in die neuorganisirte Akademie aufgenommen, bei der Redaction des „Journal des savants“ für das Kunstfach angestellt, immerwährender Secretair der königlichen Akademie der schönen Künste und 1824 Censor für das Theater. Von seinen zahlreichen Werken nennen wir das „Dictionnaire d'architecture“ (3 Bde., Par. 1786—1828, 4.), für die „Encyclopédie méthodique“; „Le Jupiter olympien, ou l'art de la sculpture antique etc.“ (Par. 1814, Fol., mit Kupfn.); „De la nature, du but et des moyens de l'imitation dans les beaux arts“ (Par. 1823), eine der bessern Leistungen der franz. Aesthetik;



„Histoire de la vie et des ouvrages de Rafaël“ (Par. 1824; 2. Aufl., 1833; deutsch, Quedlinb. 1835); „Monumens et ouvrages d'art antique restitués“ (2 Bde., Par. 1826—28, Fol., mit Kupfn.); „Vies des plus célèbres architectes“ (3 Bde., Par. 1830, mit Bildniss.; deutsch, 2 Bde., Darmst. 1831), und „Canova et ses ouvrages“ (Par. 1834). Auch hat er mehre Artikel zur „Biographie universelle“ und Lobreden verstorbener Akademiker geschrieben. Einen Theil seiner kleinern Aufsätze findet man vereinigt in dem „Recueil des dissertations archéologiques“. — Sein Bruder, Denis Bernard N. Disjonval, geb. zu Paris am 4. Aug. 1759, studirte die Naturwissenschaft und gewann noch ziemlich jung mehre Preise, wie z. B. durch die Schrift „Examen chimique de l'Indigo“ (Par. 1777). Mit einer Seidenspinnerei, die er anlegte, fallirte er 1786 und ging nun nach Spanien. Sodann trat er 1789 in die Dienste der holländ. Patrioten, wurde aber von der Spanischen Partei gefangen. In seinem Kerker beschäftigte er sich mit Beobachtung der Spinnen als Wetterpropheten, und von hier aus soll er 1794 Pichegru von dem nahen Froste unterrichtet haben, der bald darauf die Kanäle mit einer dicken Eisdecke belegte. Nach seiner Freilassung kehrte er 1796 nach Paris zurück, wo er seine „Aranéologie“ (Par. 1798) schrieb, Mitglied der Akademie wurde und fortwährend eifrig mit Wetterkunde sich beschäftigte. Später wurde er dem Kaiser verdächtig und in die Provinz verwiesen. Nach der Restauration lebte er in Marseille, wo er starb. — Etienne Marc N., geb. zu Paris am 12. Juli 1782, war zuerst an der königlichen Bibliothek angestellt, wurde 1809 Professor der griech. Literatur an der Facultät zu Rouen, 1815 Mitglied der Akademie der Inschriften, und 1819 Professor der semitischen Sprachen am Collège de France. Er gilt für einen der ausgezeichnetsten Orientalisten Frankreichs. Außer mehren größern und kleinern Abhandlungen hat man von ihm „Recherches historiques et critiques sur la langue et la littérature de l'Egypte“ (Par. 1808) und „Mémoires géographiques et historiques sur l'Egypte“ (2 Bde., Par. 1811), denen er „Observations sur quelques points de la géographie de l'Egypte“ (Par. 1812) folgen ließ; eine Ausgabe von Reschid-Eddin's „Histoire des Mongoles“ in der „Collection orientale“ (1837) und die Übersetzung der „Histoire des sultans Mamlouks de l'Egypte“ von Makrizi (2 Bde., Par. 1837—40, 4.) und viele andere gelehrte Arbeiten, welche man zum Theil als Proben und Vorläufer noch umfassenderer Werke, die von ihm vorbereitet werden, ansehen kann.

#### Quatuordecimäner, s. Sekten.

Quebec, die Hauptstadt des brit. Nordamerika, liegt in Untercanada, welches oft auch nach ihr benannt wird, malerisch in einem von steil abfallenden Bergen begrenzten Thale am linken Ufer des Lorenzstroms, der hier, in einer Breite von einer Stunde, anfängt, sich meerbusenartig auszubreiten, und ein prächtiges Becken bildet, das den größten Flotten den besten Ankerplatz bietet. Die Stadt ist stark befestigt und wird insbesondere von der auf einem 350 F. hohen Berge, dem Cap-Diamant, gelegenen gewaltigen Citadelle beschützt. Sie zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, die schöngebaute Oberstadt, auf einer steilen Anhöhe, am Abhange des Cap-Diamant, welche Sitz der Behörden ist, und die Unterstadt, auf der Niederung längs des Flusses, welche vom gewerbtreibenden Theile der Bevölkerung bewohnt wird. N. hat sich in den letzten Jahren bedeutend verschönert und wird noch schöner aus dem furchtbaren Brande hervorgehen, der im Mai 1845 gegen 1630 Holzhäuser der Unterstadt verheerte. Die vorzüglichsten Gebäude sind der Palast des Generalgouverneurs, die große katholische, die anglikanische Kathedrale und das Zeughaus. N. ist der Sitz des Generalgouverneurs des brit. Nordamerika, eines anglikanischen und eines katholischen Bischofs, sowie der höchsten Provinzialbehörden und des Provinzialparlaments; es besitzt mehre wissenschaftliche Anstalten und Gesellschaften, unter Andern ein protestantisches Gymnasium und ein katholisches Seminarium, zählt fünf Kirchen und vier katholische Klöster, mit den Vorstädten gegen 30000 E., worunter mehr als die Hälfte Abkömmlinge der frühern Besitzer des Landes, der Franzosen, sind, treibt ansehnliche Schiffahrt und Handel, besonders mit den Landesproducten, und bildet die Hauptvermittlerin des Verkehrs von Canada mit dem Auslande, indem die größten Seeschiffe auf dem Lorenzstrom bis zur Stadt kommen können. Die Stadt wurde 1608 von den Franzosen gegründet.

Quecken ist ein perennirendes, sehr lästiges und nur schwer zu vertilgendes Unkraut. So verderblich es aber auch im Acker ist, so hat es doch mancherlei gute Eigenschaften. Namentlich soll da, wo Quecken vorkommen, die Traberkrankheit unter den Schafherden nicht gefunden werden. Sehr nützlich sind die Queckenwurzeln als Futter für Pferde und Rüge. Die Wurzelsprossen der Quecken geben ein Brotsurrogat ab. Auch kann man von den Queckenwurzeln Bier bereiten. Queckenthee und Queckenfist finden medicinische Anwendung. Der Hauptnutzen der Quecke besteht aber darin, daß sie, auf Flugland angebaut, denselben schnell überzieht, befestigt, mit der Zeit verbessert und eine gesunde Weide gewährt.

**Quecksilber** oder *Mercur* findet sich in der Natur theils gediegen und geschwefelt, theils mit Zinn verbunden, jedoch sind nur das gediegene Quecksilber und der Zinnober oder das geschwefelte Quecksilber als eigentliche Quecksilbererze zu betrachten. Das gediegene Quecksilber ist zinnweiß, metallisch glänzend, undurchsichtig, flüchtig, kommt in Tropfen vor und hat ein spezifisches Gewicht von 12—15. Der Zinnober ist cochenillroth, ins Bleigraue fallend, gepulvert scharlachroth, durchscheinend und von Diamantglanz. Er kommt in Rhomböedern mit abgestumpften Endspitzen vor, ist weich, hat ein spezifisches Gewicht = 6—8 und besteht aus  $\frac{1}{2}$  Quecksilber und  $\frac{1}{2}$  Schwefel. Die reichsten Quecksilbergruben finden sich in Spanien (Almaden), in Illyrien (Idria), in Baiern, in China, Mexico und Peru. Aus dem Zinnober wird das Quecksilber in eigenthümlichen Destillationsapparaten durch Erhitzung mit metallischem Eisen dargestellt und kommt in gußeisernen Flaschen oder Häuten in den Handel. Consumtion und Preis desselben sind in der neuesten Zeit sehr gestiegen. Das Quecksilber ist das einzige Metall, welches sich für gewöhnlich im flüssigen Zustande befindet, indem es erst bei  $-40^{\circ}$  R. erstarrt und ein geschmeidiges, hämmerbares Metall darstellt. Es siedet bei  $280^{\circ}$  R. Wird es an der Luft lange geschüttelt, so verwandelt es sich in einen grauen oder schwarzen Staub, welcher in der Hitze schön roth wird. Man kennt ein schwarzes Quecksilberoxydul und ein rothes Dryd, die sich beide in der Glühitze reduciren. Mit dem Schwefel verbindet sich das Quecksilber sehr leicht; die Verbindung erscheint zunächst als eine schwarze Masse (mineralischer Moth), verwandelt sich jedoch durch Sublimation in verschlossenen Gefäßen in eine hochrothe strahlige Substanz, den Zinnober. Mit Chlor gibt es die beiden als *Kalomel* (s. d.) und *Sublimat* (s. d.) bekannten Verbindungen, ähnliche mit Jod. Alle diese Verbindungen und einige Salze des Quecksilbers sind in der Medicin in Anwendung. (S. Quecksilbermittel.) Das Metall selbst wird vielfach zu physikalischen und chemischen Zwecken (s. Barometer, Thermometer und Pneumatisch-chemischer Apparat) angewendet. Mit Metallen, zumal leichtflüchtigen, verbindet sich das Quecksilber sehr leicht zu den sogenannten Amalgamen (s. d.). Eins dieser Amalgame mit Zinn dient zum Belegen der Spiegel. Auch beruht auf dieser Eigenschaft des Quecksilbers die Amalgamation der Silbererze, das Vergolden (s. d.) und die Daguerreotypie (s. Lichtbilder).

**Quecksilbermittel** nehmen wegen der kräftigen Wirkungen des Quecksilbers unter allen Heilmitteln eine der ersten Stellen ein, sind aber auch aus demselben Grunde durch Mißbrauch eines der stärksten, schnell oder langsam zerstörenden Gifte. In welcher Gestalt und auf welchem Wege das Quecksilber vom Körper aufgenommen werden mag, immer ist der Grundcharakter seiner Wirkung eine Beförderung der Verflüssigung des Festen, somit der Aufsaugung (s. Resorption) und hierdurch wieder der Ab- und Aussonderungen durch alle diesen Verrichtungen vorstehende Organe. Indem es aber diese Wirkungen äußert, beschränkt es folgerichtig zugleich die der Erhaltung des Körpers nothwendige fortwährende Bildung des Flüssigen zum Festen. Die Anwendung des Quecksilbers ist sonach im Allgemeinen in solchen Krankheiten von Nutzen, in denen theils die naturgemäße Absonderung zurückgehalten wird oder aus andern Ursachen kräftiger Unterstüzung bedarf, theils Stoffe sich im Körper finden, deren Assimilation (s. d.) schädlich sein würde, theils schon gebildete abnorme Productionen eine Rückbildung, d. h. eine durch Beschränkung des bildenden Processes und verstärkte Aufsaugung zu bewirkende Zerstörung, erfordern, während bei vorgeschrittener Körperschwäche und vermöge derselben vermehrter Aussonderung der verschiedenen Säfte die Anwendung desselben die desorganisirende Kraft der Krankheit nur unterstützen würde. Diese auf sorgfältige Beobachtung gegründeten Erfahrungen machen es

zugleich erklärlich, warum der kindliche Organismus die Anwendung dieses Mittels in den geeigneten Präparaten so leicht verträgt, indem beim Kinde der Bildungstrieb alle andern überwiegt, beim vollkommen entwickelten Menschen jedoch die Rückbildung schon naturgemäß beginnt. Die Menge der Krankheiten, in denen man das Quecksilber benutzte, ist sehr groß; als Hauptmittel jedoch und bis vor nicht langer Zeit als einziges galt es bei der Syphilis (s. d.), wo durch die verflüssigende und ausleerende Kraft des Mittels mit diesem selbst zugleich das syphilitische Gift ausgeschieden wird. Wenn auch in frühern Zeiten das metallische Quecksilber (*Mercurius vivus*) in der Absicht, bei hartnäckiger Darmverstopfung durch die Schwere desselben Öffnung herbeizuführen, gebraucht wurde, so ist man jetzt schon längst von diesem unzuweckmäßigen Verfahren zurückgekommen und benutzte das Quecksilber nur in seinen Verbindungen mit andern Elementen, indem besonders der hinzutretende Sauerstoff das Eindringen desselben in den Organismus und so die Entfaltung der Wirkungen erleichtert. Die am meisten angewendeten Quecksilberpräparate, in denen das Metall theils mit Sauerstoff, theils mit andern Elementen chemisch verbunden ist, sind etwa folgende: Schwefelspießglanzquecksilber, Spießglanzmoth, schwarzes Schwefelquecksilber, mineralischer oder Quecksilbermoth, schwarzes Quecksilberoxydul, Hahnemann's auflöseliches Quecksilber, *Kalomeil* (s. d.), *Sublimat* (s. d.), präparirter rother Quecksilberpräcipitat, salzsaures Ammoniakquecksilber, weißer Quecksilberpräcipitat und salpetersaure Quecksilberauflösung. Die sehr häufig benutzte neapolitanische oder graue Quecksilber salbe (*Unguentum Neapolitanum*) und das Quecksilber pflaster (*Emplastrum mercuriale*) enthalten das Metall theils in regulinischem Zustande, aber sehr fein zertheilt, theils in geringerm Grade mit Sauerstoff verbunden. Kann eine zu große, je nach der Art, wie sich ein Präparat dem Organismus einverleiben läßt, dem Körper auf einmal zugeführte Quantität dieser Mittel sehr schnelle Vergiftungszufälle herbeiführen, so vermag auch ein zu lange fortgesetzter Gebrauch derselben in kleinen Gaben, namentlich aber der längere Aufenthalt an Orten, wo viel Quecksilber verdunstet, z. B. in Quecksilberbergwerken, Amalgamirwerken, Spiegelfabriken u. s. w., eine chronische Quecksilbervergiftung zu erzeugen, die sich, je nachdem sie allein durch das Metall entsteht oder durch andere schon vorhandene Krankheitszustände modificirt wird, verschieden ausdrückt und *Mercurialkrankheit* (*Hydrargyrosis* oder *Mercurialismus*) genannt wird. Bei der reinen Mercurialkrankheit sind besonders die Quecksilberphynosiognomie, ein eingefallenes Gesicht mit trüben Augen und schmutziger, bleicher, um die Augen und Nasenflügel ins Grünliche spielender Farbe, und das Mercurialzittern, das Unvermögen, die Glieder still zu halten, welches nicht selten in Zuckungen und Krämpfe übergeht, zu bemerken, während sich bei beiden der allgemeine Charakter der Quecksilberwirkung, Auflösung des organischen Zusammenhangs, deutlich zeigt. Bei manchen, namentlich weiter vorgeschrittenen syphilitischen Uebeln ist es jedoch nöthig, einen der höhern Grade dieser Krankheit, den Speichelfluß (s. *Speichel*), herbeizuführen, um Heilung zu erzielen. Von den Alten als ein entschiedenes Gift gefürchtet, wurde das Quecksilber erst von den arab. Ärzten als Arznei in verschiedenen Präparaten, jedoch nur äußerlich, angewendet und gelangte so zur Kenntniß der übrigen Nationen. Der innere Gebrauch wurde jedoch geraume Zeit hindurch noch sehr geschont und erst durch van *Swieben* (s. d.) allgemeiner eingeführt, nachdem auch die fortschreitenden Kenntnisse in der Chemie denselben durch Auffinden und zweckmäßigere Bereitung einzelner Präparate erleichtert hatten. Vgl. Richter, „Das Quecksilber als Heilmittel“ (Berl. 1830).

**Quedlinburg**, ein ehemaliges reichsunmittelbares fürstliches Frauenstift im ober-sächs. Kreise, wurde von Kaiser Otto I. im J. 937 gestiftet und von ihm und seinen Nachfolgern reich ausgestattet. Das Gebiet, zu dem außer der Stadt Quedlinburg der Flecken Dittfurth und mehre Bornorte gehörten, umfaßte auf 2 □ M. gegen 15000 E. Das Stift bestand aus einer Abtissin, einer Propstin, einer Dechantin und einer Kanonissin. Die Abtissin hatte auf dem Reichstage, auf der rhein. Prälatenbank und auf den ober-sächs. Kreistagen Sitz und Stimme. Das Schutzrecht übten die sächs. Kaiser, nach ihrem Aussterben in der Mitte des 12. Jahrh. die Markgrafen von Brandenburg und dann nach vielfachen Streitigkeiten das Kurfürstenthum Sachsen. Im J. 1539 wurde das Stift reformirt. Kurfürst von Sachsen verkaufte im J. 1697 das Schutzrecht nebst dem Anspruch auf die Ämter Lauenburg, Sereken-

berg und Gersdorf für 300000 Thlr. an Brandenburg, das nun Garnison in die Stadt legte, Accise und Service erhob, sich den Huldigungseid leisten ließ und einen Stiftshauptmann anstellte, welcher unmittelbar von den höchsten Landescollegien zu Berlin abhing. Von den Abtissinnen sind zu erwähnen Mathilde, 965—99, die Tochter Kaiser Otto's I., und Hedwig, 1457—1511, die Tochter Friedrich's des Sanftmüthigen von Sachsen; unter den Pröpstinne die Gräfin Aurora von Königsmarkt (s. d.). Die letzte Abtissin war seit 1787 Sophie Albertine, eine Schwester des Königs Karl XIII. von Schweden. Durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1802 kam das Stift als Entschädigung an Preußen; 1807 wurde es an Westfalen abgetreten, 1814 aber wieder von Preußen in Besitz genommen und zum Regierungsbezirk Magdeburg in der Provinz Sachsen geschlagen. Vgl. Voigt, „Geschichte des Stifts Q.“ (3 Bde., Lpz. 1786—91) und Frisch, „Geschichte des vormaligen Reichsstifts und der Stadt Q.“ (2 Bde., Quedlinb. 1829). — Die Stadt Quedlinburg, der Geburtsort Klopstock's, liegt am Vorharz, an der Bode, welche sich hier in zwei Arme theilt, wovon der größere, die wilde Bode genannt, die Stadt auf der südlichen und östlichen Seite umfließt, die kleinere oder der Mühigraben die Altstadt von der Neustadt scheidet. Sie hat außer der Alt- und Neustadt drei Vorstädte, sieben Kirchen, ein altes Rathhaus, mehre Hospitäler und andere wohlthätige Anstalten, ein Gymnasium und 14500 E., welche theils Fabriken in Wollenzeugen und Leinwand und wichtige Branntweinbrennereien mit Schweinmastung und Bierbrauereien, theils Handel mit Vieh, Korn und Gartenfrüchten unterhalten. In der Vorstadt Westendorf, auf einem hohen Felsen, liegen die Gebäude des vormaligen Stifts, mit der schönen Stiftskirche, die die Grabmäler Heinrich's I. und seiner Gemahlin Mathilde enthält und wo auch der zur Mumie gewordene Körper der Gräfin Königsmarkt aufbewahrt wird. Im J. 1825 wurde in die Stiftsgebäude die von Hoyer zu Aschersleben gestiftete Rettungsanstalt für arme Waisen und Verbrecherkinder verlegt. Außerhalb der Stadt ist der Brühl, ein Wäldchen, wo 1824 bei der Säcularfeier der Geburt Klopstock's dessen Büste aufgestellt wurde. Eine halbe Stunde von der Stadt findet sich ein eisenhaltiger Gesundbrunnen.

Quellen heißen diejenigen Ausflüsse des unter der Erde befindlichen Wassers, welche freiwillig aus der Oberfläche des Landes hervortreten, um durch ihre Fallbewegung Riesel und Fließe, und durch deren spätere Vereinigung Bäche und Flüsse zu bilden. Man theilt sie in süße Quellen und in mineralische oder chemisch gemischte Quellen. Jene sind solche, deren Wasser keine mineralischen Bestandtheile beigemischt enthält, oder deren mineralische Bestandtheile so unbedeutend sind, daß sie durch Geruch und Geschmack nicht deutlich unterschieden werden können, diese dagegen enthalten eine merklich vorherrschende Quantität mineralischer Bestandtheile. Bei den süßen Quellen hängt der Grad der Reinigkeit ihres Wassers von den Erdschichten ab, durch welche sie fließen, doch enthalten die meisten, trotz ihrer scheinbaren Unvermischung, wenn sie einer genauern Prüfung unterworfen werden, gewöhnlich kleine Beimischungen erdiger und salziger Substanzen, am gewöhnlichsten etwas Kalkerde, nächstdem etwas Gyps, dann kleine Quantitäten von Kochsalz oder auch von organischen Stoffen. Die reinsten und klarsten Quellen entspringen meist in den beträchtlichsten Höhen, und das specifische Gewicht ihres Wassers kommt dem von Regenwasser am nächsten. Zu den mineralischen Quellen gehören nicht nur die eigentlich sogenannten Mineralquellen (s. Mineralwasser), die je nach dem vorherrschenden Bestandtheil ihrer Mischung sich in Sauerbrunnen, Salzquellen, Bitterwasser und Schwefelwasser theilen, sondern auch die Naphthaquellen, die besonders häufig in vulkanischen Gegenden, z. B. in den südlichen Küstenländern des Kaspisees bei Baku, in Oberitalien bei Bologna und Modena, zu Brossely in England, zu Klein-Schuppenstadt bei Braunschweig, zu Eschhof und Döbbergen bei Hildesheim, sich finden; ferner die Cementquellen, welche aufgelösten Kupfervitriol enthalten und ein nur kurze Zeit hineingetauchtes Eisen mit einer rothen, metallischen Kupferhaut überziehen, dergleichen sich zu Neusohl und Schmöltnitz in Ungarn, zu St. Pölten in Oesterreich, Jenichen in Tirol, Fahlun in Schweden, Altenberg im Erzgebirge und eine am Rammelsberge in Goslar zeigen; endlich incrustirende Quellen, die einen Theil ihrer aufgelösten Bestandtheile nach ihrem Austreten fallen lassen und die mit ihnen in Berührung kommenden Körper mit einer Cruste von steinharter Beschaffenheit überziehen, wie die Quelle zu Karls-

bad, bei Königsutter an der Elm und viele in Italien. Die natürlichen Quellen sind in sehr großer Anzahl über die Erdoberfläche verbreitet und entweder zu Tage ausgehende oder unterirdische Quellen. Von der letztern Art sind die Quellen des *Czirknisersee* (s. d.). Die Entstehung der Quellen schreibt man verschiedenen Ursachen zu. Die am gewöhnlichsten vorkommende Entstehungsart hat ihren Grund in dem Prozesse der Wasserverdunstung. Eine andere Annahme der Entstehung mancher Quellen ist, daß sie durch unterirdische Zuflüsse aus dem Meere genährt werden. Quellen dieser Art findet man in großer Menge an der niederländ. Küste bei Bergen op Zoom, Scheveningen, Kattwyk an Zee, auf Grönland, bei Dudum im westlichen Island, bei Boston in Nordamerika, auf Helgoland und im Wellington Harbour in der Grafschaft York. Eine dritte Theorie ist die, daß das Wasser aus dem Innern der Erde heraufgetrieben werde. Auch Quellen dieser Art gibt es, doch sind sie beschränkt auf die aus vulkanischem Boden hervortretenden heißen Quellen. Stark bewaldete, ausgedehnte, mit mächtigen Vertiefungen wechselnde Berg- und Hügelreihen erzeugen stets die meisten und reichhaltigsten Quellen, während das Flachland und selbst das in Ebenen sich allmählig verlaufende Hügel-land deren nur wenige oder keine besitzt. In Rücksicht der Wassermenge, welche die Quellen liefern, theilt man sie in gleichförmige und periodische. Die erstern geben fast zu allen Zeiten gleichviel Wasser, und zu ihnen gehören vorzüglich die Mineralquellen, die heißen, aus den Urgebirgen hervorbrechenden und die aus den Gletschern entspringenden Quellen. Die periodischen zeigen einen merklichen Wechsel in ihrer Wasserentladung, fließen bald schwächer, bald stärker und versiegen zu gewissen Zeiten ganz (intermittirende Quellen). Hierher gehört namentlich die große Anzahl von Quellen, die, unter dem Namen *Mairunen* bekannt, den Winter über versiegen, zu Anfange des Frühlings aber wieder zu fließen anfangen; ferner die *Hungerquellen*, die, wenn sie sehr reichlich fließen, ein Misjahr voraussagen sollen. Beide Arten verdanken ihren Ursprung dem auf den Gebirgen angesammelten Schnee, welcher im Sommer schmilzt, durch die Erde sickert und die Quellen speist. Man findet aber auch Quellen, die stundenweise ab- und zunehmen. Die Quelle von Fonsanche bei Nîmes setzt je nach sieben Stunden aus, und eine andere bei Eichenberg, unweit Wigenhausen, von zwei zu zwei Stunden. Die von Senes in der Provence setzt jedesmal sieben Minuten aus; im J. 1755, bei dem großen Erdbeben von Lissabon, wurde sie gleichmäßig fortfließend, fing aber 1763 an, wieder auszusetzen. Mehrere solcher aussetzenden Quellen findet man in der Schweiz. Man leitet diese Erscheinung mit der größten Wahrscheinlichkeit von kleinen Berghöhlen oder Wasserbehältern her, die sich von oben anfüllen und seitwärts durch heberförmige Röhren oder Kanäle wieder leeren. Die Heber leeren die Behälter nur bis an die wagerechte Fläche ihres Verbindungspunkts aus, hören dann auf zu fließen und fangen erst wieder an, wenn der Schenkel am Behälter bis auf den höchsten Punkt gefüllt ist. Auf Island endlich befinden sich einige Quellen, die ihr Wasser nur stoßweise von sich geben, wobei wahrscheinlich unterirdische Dämpfe wirken. Es sind dies die sogenannten *Geiser* (s. d.). — Im bildlichen Sinne versteht man unter Quellen, namentlich geschichtlichen, die mittels beglaubigter Überlieferung gegebenen äußern Zeugnisse der Begebenheiten, deren Werth oder Unwerth die historische Kritik zu untersuchen hat.

**Quendel** oder *Wilder Thymian* ist eine auf Hügeln und Bergen wildwachsende, gewürzhafte Pflanze, die in vielen Abänderungen vorkommt. Die beliebteste Art ist diejenige, deren Blätter einen citronenartigen Geruch haben. Man bereitet aus Blättern und Blüten einen nervenstärkenden Thee, sowie Spiritus und Öl.

**Quentel** oder *Quentell* (Heinr.) ist einer der berühmten Buchdrucker des 15. Jahrh. In dem alten Köln fand die Buchdruckerkunst bald nach ihrer Erfindung ausgezeichnete Pfleger, wie Mr. Zell, Joh. Koelhof, Nicol. Götz u. A. Ihnen schloß sich Q., der Stammvater einer geschätzten Buchdruckerfamilie (1479—1500), würdig an. Zur Errichtung einer Druckerei hatte er von Nicol. Götz, der die erste kölnische niederdeutsche Bibel druckte, den Apparat gekauft, den er bald erweiterte. Nicht alle Producte seiner Officin führen seinen Namen, wol aber das Zeichen seiner Druckerei, einen Leser, welcher vor einem auf einem Pulte aufgeschlagen liegenden Buche sitzt. — Einer seiner Nachkommen, Pet. Q., druckte noch im 16. Jahrh. sehr schöne Werke, z. B. „*Dionysii Richellii opera*“.

**Quersfurt**, vormals eine reichsunmittelbare Herrschaft im oberfälsh. Kreise von

8 $\frac{1}{4}$  □M., bestehend aus der Herrschaft Quersfurt mit den Städten Jüterbogk, Dahme und Burg, gehörte ursprünglich den Edeln von Q., nach deren Aussterben mit Bruno XI., im J. 1496, sie vom Erzstifte Magdeburg als eröffnetes Lehn eingezogen wurde. Im prager Frieden von 1635 überließ Kaiser Ferdinand II. dieselbe dem Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, der sie zum Fürstenthum erhob, das bei seinem Tode nebst der Herrschaft Heldringen sein zweiter Sohn August, der Stifter der Linie Sachsen-Weissenfels, erhielt. Der Herzog Johann Adolf I. trat 1687 Burg an Brandenburg ab, und nach dem Aussterben der weissenfeller Linie fiel das Fürstenthum 1746 wieder an Kursachsen. Dasselbe hatte ein Areal von 8 $\frac{1}{4}$  □M. und 20000 E.; es wurde nach eigener Verfassung regiert und durch besondere Stände vertreten, und der Kurfürst hatte, als Besizer desselben, Sitz und Stimme auf den oberächs. Kreistagen. Bei der Theilung Sachsens im J. 1815 fiel es an Preußen und gehört jetzt theils zum Regierungsbezirk Merseburg in der Provinz Sachsen, theils zum Regierungsbezirk Potsdam in der Provinz Brandenburg. — Die Stadt Quersfurt, mit einem alten Schloß auf einem Berge, hat 3600 E., drei evangelische Kirchen und eine höhere Bürgerschule. Jährlich finden daselbst drei Märkte statt, unter denen besonders der sogenannte Wiesenmarkt, welcher auf der nahen Eselswiese gehalten wird, des Pferdehandels wegen sehr stark besucht ist. In der Nähe der Stadt sind ergiebige Steinbrüche.

Quésnay (Franc.), der Urheber oder wenigstens einer der eifrigsten Beförderer des Physiokratischen Systems (s. d.), wurde im Juni 1694 zu Merrey bei Montfort-l'Amaury im Departement der Eure geboren. Auf dem Landgute seines Vaters, der eigentlich Advocat war, hatte er früh Gelegenheit gehabt, sich über den Zusammenhang des Landbaus mit dem Nationalwohl und über die drückende Lage der Landbewohner zu unterrichten, und mehre Artikel, welche er zur Diderotischen „Encyclopédie“ lieferte, bewiesen, wie gründlich er über diese Verhältnisse nachgedacht hatte. Die Beschränkungen des innern Verkehrs durch Zölle zwischen den Provinzen, die Menge der verschiedenen Abgaben und die Begünstigung des städtischen Gewerbfleißes auf Kosten der Landwirtschaft schienen ihm die vornehmsten Hindernisse des allgemeinen Wohlstandes. (S. Mercantilsystem.) Er sann daher auf Vereinfachung der Abgaben, Vertreibung des Heers der Finanzbeamten und Steuerpächter, bessere Stellung der arbeitenden Classen gegen die Verzehrenden, und legte seine neuen Ansichten in dem „Tableau économique“ (Vers. 1758) nieder, die er dann in der Schrift „La physiocratie ou constitution naturelle du gouvernement le plus avantageux aux peuples“ (Par. 1767; verbesserte Aufl., 6 Bde., Yverdun 1768) weiter auseinandersetzte. Außer mehren geschätzten medicinischen Schriften, z. B. der „Histoire de l'origine et des progrès de la chirurgie en France“ (Par. 1749, 4.), schrieb er auch in Verbindung mit dem ältern Mirabeau, einem enthusiastischen Anhänger seiner Ansichten, die „Elémens de la philosophie rurale“ (Par. 1768). Er bekleidete eine Professur der Chirurgie, war zugleich Leibarzt Ludwig's XV., der ihn sehr hoch schätzte und gewöhnlich seinen Denker nannte, und starb zu Paris am 16. Dec. 1774. Eine verständige Auseinandersetzung des physiokratischen Systems findet sich in den „Oeuvres“ von Turgot, der ein Anhänger Q.'s war, während Necker dasselbe in seiner Schrift „De l'administration des finances de la France“ (Bd. 1) vom Standpunkte des Gegners aus beurtheilte. Eine Sammlung der bedeutendsten Schriften Q.'s mit einer zweckmäßigen Auswahl aus den Werken der übrigen Physiokraten, wie Dupont de Nemours, Mercier de la Rivière, Beaudeau, Lecroëne u. A., enthält die „Collection des principaux économistes“ von Eug. Daire (Bd. 2, Par. 1846).

Quésnel (Paschasius), geb. zu Paris 1634, gehörte dem Orden der Väter des Dratoriums an und war schon im J. 1675 durch eine Ausgabe der Werke Leo's des Großen, in der manche freisinnige Äußerungen sich fanden, dem röm. Hofe so mißliebig geworden, daß er in die Niederlande flüchten mußte. Nachmals gab er das Neue Testament französisch mit moralischen Reflexionen (Par. 1687, Fol.) heraus, worin die Hauptstellen der Römisch-katholischen durchaus in freierem Sinne gedeutet waren. Ob nun gleich Bossuet und der Erzbischof von Paris, Noailles, das Buch empfahlen, so erwirkten doch die Jesuiten aus Groll gegen den Legtern bereits im J. 1708 ein Verbot des Quésnel'schen Neuen Testaments durch Clemens XI., und brachten es namentlich durch den Einfluß des Reichthumers Letellier bei Ludwig XIV. dahin, daß dieser den Papst im J. 1711 zu der berücktigten Constitution

Unigenitus veranlaßte, welche 101 Sätze des Quésnel'schen Buches, darunter viele offenbar Augustinische, als kezerisch verdammt. (S. Janſen.) Die Janſeniſten waren über dieſe Bulle empört, und im Schooſe der franz. Kirche ſelbſt bildete ſich durch den Streit über die Annahme oder Nichtannahme derſelben eine Spaltung zwiſchen den ſogenannten Conſtitutioniſten oder Acceptanten und den Appellanten, welche Letztere von dem Papſte und ſeiner Bulle an ein allgemeines Concil appellirten. Indeß vermischte ſich die Partei der Appellanten bald mit den ſchwärmeriſchen Janſeniſten oder Convulſionaires (ſ. d.). Inzwiſchen war D. ſchon 1710 zu Amſterdam geſtorben.

**Quetschung** (contusio) nennt man theils eine Art der Einwirkung mechaniſcher Schädlichkeiten auf den innern Zuſammenhang organiſcher Gebilde, theils die daraus entſtehenden Folgen. Wenn nämlich ein Stoß auf eine oberflächliche Körperſtelle geführt wird, ohne daß der Gegenſtand, der ihn ausübt, in den Körper ſelbſt eindringt, ſo weichen die unmittelbar darunter gelegenen Theile nach innen, oder, wenn ſie da Widerſtand finden, nach beiden Seiten zu aus, wobei, je nach der Stärke des Stoßes, Dehnung, Zerreiſung oder auch Zerſpaltung ſtattfindet, und das Blut aus den zerriffenen Gefäßen ſich in das umliegende Zellgewebe ergießt. Wird dabei die äußere Haut zugleich mit zerriffen, ſo nennt man die Verletzung eine gequetschte Wunde. Wenn auch Nerven verletzt werden, ſo hören dieſe auf, ihrer Function vorzuſtehen, weßhalb auch die Entzündung bei ſtarken Quetschungen ſehr zu Brand neigt, während die Wiedervereinigung der getrennten Theile faſt ſiets nur durch Eiterung bewerkſtelligt wird und dieſe bei überhaupt verdorbenem Zuſtande der Säfte oder an empfindlichen Stellen, z. B. an Gelenken, mannichfaltige Gefahren bringen kann.

**Quevedo Villegas** (Don Franciſco de), ſpan. Dichter und Schriftſteller, geb. zu Madrid im Sept. 1580, ſtudirte zu Alcala de Henares, ohne jedoch eine einzelne Wiſſenſchaft zu ſeinem Hauptſtudium zu machen. Wegen eines Duells, in welchem er ſeinen Gegner erſtochen, flüchtete er nach Italien, wo er ſich die Freundschaft des Herzogs von Osuna, Vicekönigs von Neapel, erwarb. Dann beſuchte er Süddeuſchland und Frankreich. Nach ſeiner Zurückkunft nach Spanien wurde er als ein Vertrauter des in Ungnade gefallenen Herzogs zur Unterſuchung gezogen, auf ſeinem Landgute La Torre de Juan gefangen gehalten und erſt nach drei Jahren wieder in Freiheit geſetzt. Durch die frühere Erfahrung von der Unbeſtändigkeit der Hofgunſt gewizigt, verzichtete er auf die ihm 1632 angetragene Secretairſtelle und lehnte auch den Geſandſchafts-poſten in Genua ab. Er bereiſte hierauf Spanien, und hielt ſich dann auf ſeinem Landgute auf, wo er wahrſcheinlich die „Werke des Baccalaureus de la Torre“ ſammelte und herausgab. Nach dem Tode ſeiner Gattin zog er ſich noch mehr von der Welt zurück und war bereits 63 Jahre alt, als er wegen eines Libells gegen den Miniſter Olivarez, welches man ihm ohne weitere Unterſuchung zuſchrieb, wieder eingekerkert wurde. Erſt nach zwei-jähriger Gefangenſchaft wurde er wieder freige-laſſen. Seine Geſundheit hatte ſo gelitten, daß er bald darauf, am 8. Sept. 1645, zu Villa nueva de los Infantes ſtarb, wohin er ſich zur Wiederherſtellung derſelben begeben hatte. Seine Werke ſind von dem mannichfaltigſten Inhalte. Unter den Gedichten zeichnen ſich die humor-iſtiſchen durch Scherzhaftigkeit, Wiß und ſinnreiche Erfindung aus. Seine proſaiſchen Werke beſtehen meiſt aus Ergüſſen der Laune und Satire. Durch die Letztern iſt D. auch im Auslande berühmt geworden, namentlich durch ſeine „Sueños y discursos“ (deuſch von Philander von Sitterwald, Straßb. 1645) und durch ſeinen „Gran Tacaño“ (deuſch von Keil unter dem Titel „Geſchichte des Erzſchelms, genannt Don Paul“ (Kpz. 1826), den erſten komiſchen Roman in derjenigen Gattung, welche die Spanier Schelmenromane (picaresco) nennen. Auch überſetzte er Epiktet's „Enchiridion“ in ſpan. Verſe. Seine Werke ſind ſehr oft, die vollſtändigſte Ausgabe zu Madrid (11 Bde., 1791—94, mit Kpf.), erſchienen; eine Ausgabe mit Anmerkungen erſchien zu Madrid 1842, und eine Auswahl aus ſeinen poetiſchen und proſaiſchen Werken gab E. de Dchoa (Par. 1840) heraus.

**Quiberon**, eine lange ſchmale Landzunge an der Weſtküſte von Frankreich, mit einem Marktſtecken gleiches Namens und mehren Dörfern, früher zur Provinz Bretagne, jezt zum Departement Morbihan gehörig, iſt durch die Landung, welche 1795 die von der brit. Regierung unterſtüzt franz. Emigranten daſelbſt unternahmen, geſchichtlich geworden. Während der in den inſurgirten Provinzen befehligende republikaniſche General Hoche

(f. d.) im Frühjahr 1795 mit den Royalistenhäuptern in der Bretagne und Vendée einen Frieden schloß, den keine Partei zu halten gedachte, traf Graf von Puisaye, der Obergeneral der Chouans (f. d.), im Verein mit dem brit. Minister Pitt zu London große Anstalten, um durch eine Expedition auf die franz. Küsten den Aufstand wieder in Gang zu bringen. Sämmtliche Emigrantenregimenter waren seit kurzem in brit. Sold getreten. Das Corps Condé's sollte zwar am Rhein bleiben, aber die Trümmer der übrigen Regimenter wurden nach der Mündung der Elbe entsendet, wo man sie für die Expedition nach der Bretagne abholen wollte. Zugleich errichtete man aus Emigranten und kriegsgefangenen Franzosen, welche diese Gelegenheit zu ihrer Befreiung benutzten, noch einige neue, aber schwache Regimenter, mit welchen das Unternehmen eröffnet werden sollte. Weil es an Mannschaften fehlte, bildete man auch auf der Insel Jersey ein Depot von Offizieren, die man nach der Landung abzuholen und an die Spitze der sich erhebenden Insurgenten zu stellen gedachte. Puisaye, der das Ganze leitete, ließ drei Milliarden falscher franz. Assignaten fabriciren und erhielt außerdem von der brit. Regierung 10000 Louisd'or und reiche Creditbriefe. Nachdem Alles geordnet, schiffte sich Puisaye auf einem für drei Monate mit Lebensmitteln und Munition versehenen, von einem ausgezeichneten brit. Marineoffizier, dem Commodore Warren, befehligten Geschwader in der Mitte des Juni 1795 ein. Außer zahlreichen franz. Priestern und Edelleuten, die den ersten Familien angehörten, bestand dieser erste Theil der Expedition aus den drei neuen Regimentern der Grafen Hervilly, Hector und Dreanau, dem alten unter dem Namen Loyal-Emigrant bekannten Regimente Lachâtre und einem aus 400 toulonenser Artilleristen gebildeten Geniecorps unter Befehl des Oberstlieutenants Nothallier. Eine zweite Division mit dem Depot von Jersey, eine dritte mit den Truppen von der Elbe sollten folgen, und im günstigen Falle versprach die brit. Regierung noch fernere Hülfe. Man hatte D. zum Landungspunkte gewählt, weil die brit. Seeoffiziere diese Küste hinlänglich kannten. Während der Überfahrt bedrohten die Admirale Sidney Smith und Cornwallis die ganze franz. Küste, um die Republikaner über den Landungspunkt zu täuschen. Im Angesichte der Küste begegnete jedoch Warren der aus zwölf Linien Schiffen und elf Fregatten bestehenden franz. Flotte von Brest, unter dem Befehle des Admirals Billaret-Joyeuse. Warren rief sogleich das zu seiner Deckung bestimmte zehn Linien Schiffe starke brit. Geschwader des Admirals Bridport herbei, und dieser schlug am 23. Juni die franz. Flotte auf der Höhe von Lorient in die Flucht und eroberte dabei drei Schiffe. Am 25. Juni ankerte Warren in der Bucht von D.; am 27. stieg Puisaye bei dem Dorfe Carnac mit seinen 3000 M. ohne Hinderniß ans Land. Sogleich ließen die Chouans herbei und bildeten alsbald ein Corps von 10000 M., das Puisaye mit engl. Flinten und Uniformen versah. Puisaye wollte dieses zerlumpfte, abenteuerliche, aber tapfere Gesindel unter die emigrierten Offiziere stellen, förmlich organisiren und dann kühn mit vereinten Kräften in die unterdessen insurgirten Departements der Bretagne und Vendée vordringen. Die Offiziere weigerten sich aber, mit den Chouans, die sie verachteten, in Gemeinschaft zu treten. Überdies verwarf Hervilly, dem die brit. Regierung zur Zügelung des ungestümen Puisaye mit besonderer Vollmacht versehen, des Letztern Plan und gedachte in sichern Stellungen, langsam und um die irregulären Corps unbekümmert, vorzurücken. Unter heftigen Zerwürfnissen vermochte endlich Puisaye nach fünf Tagen, die in drei Corps getheilten Chouans drei bis vier Meilen ins Land hineingehen zu lassen. Das Ganze und insbesondere das Centrum dieser Armee befehligte der tapfere Graf Vauban; Tinténac, ein anderer freiwilliger Edelmann, stellte sich mit dem einen Flügel links von Landevant, Dubois-Berthelot mit dem andern rechts gegen Auray auf. Vergebens foderten die Chouans bei dem bevorstehenden ersten Angriffe der Republikaner die Unterstützung der regulären Regimenter. Allein nicht nur die Hartnäckigkeit Hervilly's und seiner Freunde, sondern auch ein anderer Umstand lähmte das ganze Unternehmen. Puisaye hatte Charette in der Vendée, Stofflet und andere Häupter der Insurrection zur Erhebung der Waffen auf allen Punkten auffodern lassen, aber diese Männer sämmtlich blieben aus Haß gegen Puisaye und Argwohn gegen die brit. Einmischung unthätig und schickten die zusammengelaufenen Scharen wieder in ihre Heimat. Auch die royalistische Agenschaft zu Paris wirkte aus gleichen Gründen der allgemeinen Erhebung entgegen. Man streute das Gerücht aus, die Engländer wollten Frankreich für



den Herzog von York erobern, und vertröstete die Masse auf eine bevorstehende Expedition unter einem franz. Prinzen. Unter diesen Umständen erholten sich die Republikaner von dem Schrecken, welche die Landung verursachte; Hoche aber gewann Zeit, seine Anstalten mit Ruhe zu treffen. Derselbe zog seine weit zerstreute Armee zusammen, stellte den General Chabot mit 40000 M. zwischen Brest und Lorient auf und dirimirte die übrigen Truppen gegen Auray, wo er den Chouans gegenüber in den ersten Tagen des Juli mit ungefähr 9000 M. eine Stellung nahm. Puisaye ließ nun das sämmtliche Material ausschiffen und eroberte am 3. Juli das auf der Landzunge gelegene und von 7000 Republikanern besetzte Fort Penthièvre. Während er unausgesezt mit Hervilly um die Unterstützung der vorgeschobenen Chouans haberte, wurden dieselben am 7. Juli von Hoche angegriffen und in wilder Flucht auf die Landzunge zurückgeworfen. Nur der Heldenmuth Dauban's und das fürchtbare Feuer, welches Warren von den Schiffen unterhielt, hinderte die Republikaner am Vordringen. Puisaye befand sich nun mit 15000 M. und vielen Flüchtlingen auf N. völlig eingeschlossen und faßte in dieser traurigen Lage den kühnen Entschluß, die Republikaner, welche sich bei Sainte-Barbe verschanzten, auf den 16. Juli mit vereinten Kräften zu überfallen. Zu diesem Zwecke schickte er ein starkes Corps von Chouans unter Linténac zu Schiffe an die Mündung der Vilaine, welches von hier aus ins Land vordringen, andere Haufen aufnehmen und Hoche zur bestimmten Zeit in den Rücken fallen sollte. Noch am 15. Juli langten die Verstärkungen von der Elbe an; dieselben bestanden aus den 1100 M. zählenden Resten der Legionen Salm, Damas, Véon, Périgord und hatten den Grafen von Sombreuil (s. d.) zum Anführer. Auch von der brit. Regierung trafen Depeschen ein, die neue Truppen verhiessen und Puisaye als Generallicutenant unumschränkte Vollmacht erteilten. Ernuthigt ordnete nun Puisaye seine sämmtlichen Streitkräfte und griff am 16. Juli die Republikaner bei Sainte-Barbe an. Hoche empfing die Royalisten mit einem fürchtbaren Geschüßfeuer, dem die Chouans nicht zu widerstehen vermochten. Dieselben geriethen alsbald in grenzenlose Unordnung und wälzten sich, die tapfern Emigrantenregimenter über den Haufen werfend, der Landzunge zu. Die Kanonen Rothalier's blieben im Sande stecken und fielen den Republikanern in die Hände. Hervilly erhielt eine tödtliche Wunde, sodas Sombreuil an seine Stelle treten mußte. Auch diesmal hinderte das Feuer Warren's das Vordringen Hoche's auf der Landzunge, wo Emigranten und Chouans in Angst und Verwirrung durcheinanderliefen. Linténac, auf dessen Eintreffen der kühne Angriff Puisaye's besonders berechnet gewesen, war auf seinem Zuge von unbekannter Hand gefallen, worauf die sogenannte Noche Armee auf Anstiften feindseliger Agenten eine andere Richtung genommen hatte. Bei der allgemeinen Auflösung und Verzweiflung foderten jetzt die Emigranten die Einschiffung nach der Vendée, wo sie sich unter den berühmten Charrette (s. d.) stellen wollten. Die kriegsgefangenen Republikaner, die man den Emigrantenregimentern eingereicht hatte, liefen haufenweis zu Hoche über, dem sie die Nachricht brachten, daß ihre Genossen bereit wären, das Fort Penthièvre, dessen Besatzung sie zum Theil bildeten, auszuliefern. In der Nacht vom 20. Juli ließ Hoche durch 300 Grenadiere das Fort auf einem geheimen Felswege ersteigen. Die republikanisch Gesinnten öffneten sogleich die Thore und halfen den Grenadiere die Royalisten niedermachen. Unterdessen drang Hoche unter großem Blutvergießen auf der Landzunge vor und drängte die Emigranten mit den Chouans nach dem Meere. Puisaye eilte endlich aufs Meer, um seine Papiere zu sichern und Warren, der die Gefahr nicht bemerkte, zur Einschiffung herbeizurufen. Unter großen Schwierigkeiten näherte sich das Geschwader der Küste, auf welches sich ungefähr 2200 Emigranten retteten. Auch die Chouans suchten sich in die Boote zu drängen, und dies veranlaßte die schauervollsten Scenen. Sombreuil, der bis zum letzten Augenblicke die Einschiffung gedeckt, mußte sich mit ungefähr 1000 Emigranten den Republikanern ergeben. Während Warren die Reste der Expedition auf der Insel Houat ausschiffte, um Verhaltungsbefehle abzuwarten, führte Hoche seine Gefangenen nach Auray und Vannes. Man hatte den Unglücklichen eigenmächtig Gnade versprochen; aber der Convent befahl die Ausübung der bestehenden Gesetze. Nachdem eine Commission die kriegsgefangenen Republikaner ausgesondert, wurden die Emigranten, darunter Sombreuil und der Bischof von Dol, am 28. Juli erschossen. Die Royalisten schoben mit völligem Unrecht der brit. Regierung das Unglück zu und behauptete-

ten, der Minister Pitt habe mit Absicht die Emigranten auf die Schlachtbank geliefert. Den gefallenen Royalisten ließ die franz. Regierung noch 1829 ein Denkmal auf D. errichten. Vgl. Billencube-Laroche-Barnaud, „Mémoires sur l'expédition de Q.“ (2. Aufl., Par. 1824).

Quick bedeutet oft so viel als Quecksilber, bei Metallarbeitern das in Scheidewasser getödtete Quecksilber, womit sie den Grund zur Vergoldung auf dem Messing legen. — Quickmühle ist gleichbedeutend mit Amalgamirmühle (s. Amalgam); verquickeln so viel als amalgamiren; Quicksalz das als Nebenproduct beim Amalgamiren erhaltene Salz.

Quietismus. Der ganz nach außen gerichtete hierarchische Geist einiger Mönchsorden, besonders der Jesuiten und Dominicaner, hatte im 17. Jahrh. die Andacht und Gottesverehrung der Katholiken beinahe in eine bloß mechanische Gottesdienstlichkeit verwandelt. Daher wendeten sich fromme Gemüther, die es mit ihrer Andacht ernstlich meinten, mit neuem Eifer der Mystik zu. Diesem Bedürfnisse entsprach des span. Weltpriesters, Mich. Molinos (s. d.), Erbauungsbuch „Guida spirituale“ (Rom 1675). Nach der darin gegebenen Anleitung suchten die Andächtigen die Ruhe eines gänzlich in Gott versunkenen Gemüths (quies, daher der Name Quietismus und Quietisten, griech. Hesychnasten), und man würde ihnen solches nicht gewehrt haben, wenn dabei nicht jene von der Kirche und den Mönchsorden begünstigten Andachtsübungen in die Gefahr gekommen wären, überflüssig zu erscheinen. Der franz. Hof setzte es beim Papste durch, daß Molinos seine Irrthümer abschwören und in ein röm. Dominicanerkloster wandern mußte, wo er 1696 starb. Dieser Gewaltschritt hinderte jedoch keineswegs die Verbreitung des Quietismus. Der „Geistliche Wegweiser“ Molinos fand in Deutschland und Frankreich, wo man durch die Schriften der Bourignon (s. d.), Poiret's und der Pietisten vorbereitet war, immer weitere Verbreitung und veranlaßte bald eine Menge Erbauungsbücher in gleichem Geiste. Die berühmteste Pflegerin des franz. Quietismus war eine am Hofe Ludwig's XIV. beliebte, schöne und reiche Witwe, Jeanne Marie Bourier de la Mothe Guyon. Ihr Beispiel, ihre Betstunden, ihre salbungsvollen Schriften und die Bemühungen ihres Beichtvaters Lacombe gewannen ihr Anhänger genug, um die Geistlichkeit aufmerksam zu machen. In der That gerieth man in Versuchung, eine junge Frau für verrückt zu halten, welche sich für das schwangere Weib in der Apokalypse hielt und in ihrer Lebensbeschreibung von sich sagt, sie sei oft von einem solchen Übermaße der Gnade erfüllt, daß sie ihre Kleider auflösen lassen müsse, worauf denn diese Gnadenfülle sich über Die, welche sich ihr hingeben, ergieße. Lacombe wurde als ihr Verführer verhaftet und starb 1702 zu Paris im Gefängnisse, die Guyon selbst aber kam nach kurzer Einsperrung wieder in Freiheit und nahm hierauf an den Betstunden der Maintenen in Saint-Cyr Theil. Der Streit schien abgethan, als Fénelon (s. d.) der Madame Guyon und ihren Schriften in seiner „Explication des maximes des Saints sur la vie intérieure“ (1697) das Wort redete. Der Zutritt eines so bedeutenden Mannes gab dem Quietismus neues Gewicht und dem Verfechter der franz. Theologen, Bossuet (s. d.), Gelegenheit, seinem Nebenbuhler eine Beschämung zuzuziehen. Bossuet erwirkte 1699 ein päpstliches Breve, in welchem 23 Sätze aus Fénelon's Buche als irrig verdammt wurden; aber die selbst in Rom bewunderte Sanftmuth, mit der sich dieser unterwarf, brachte seine Gegner um die Früchte des Siegs, sodaß nicht die Gewalt, sondern nur der veränderte Zeitgeist den Quietismus allmählig in Vergessenheit brachte. Eine Sekte hatte er ohnehin nie gebildet, sondern sich nur einige Jahrzehende als das Thema vielgelesener Erbauungsbücher und als die eigenthümliche Denkart einer Partei unter den Frommen behauptet. Aus Fénelon's Buche, worin der Quietismus am deutlichsten dargestellt ist, lernt man ihn als eine harmlose Schwärmerei kennen, deren nur phantasiereiche, überspannte Seelen fähig sind. Wahres und Falsches ist darin wunderbar vermengt; er fodert die sogenannte reine Liebe, die sich ohne Furcht und Hoffnung, gleichgültig gegen Himmel und Hölle, mit gänzlicher Selbstverleugnung auf Gott richtet, bloß weil dieser es will. Das Fleisch muß dabei ganz ertödtet, jeder weltliche Gedanke entfernt, alles Vertrauen auf eigene Kräfte bei guten Werken vernichtet und die Seele in einen leidenden Zustand versetzt werden, bei dem ihre eigene Thätigkeit aufgehört und Gott allein in ihr wirkt. Dieser Zustand, der das Gemüth wesentlich mit Gott vereinigt, ist die Ruhe oder das unaufhörliche innere Gebet, wobei man nichts wünscht, nichts von Gott bittet, sondern sich ihm ganz überläßt und am reinen Anschauen seines We-

sens begnügt. Diefelben Anfichten von der Liebe zu Gott hatte schon Mich. Bajus (f. d.) vorgetragen.

**Quin** (James), ein berühmter Schauspieler, geb. zu London 1693, war der Sohn eines Iränders, welcher sich mit einer angeblichen Witwe verheirathet hatte, deren erster Mann nach einer langen Abwesenheit zurückkam und sie zurückforderte. Q. verlor dadurch den Anspruch auf die rechtmäßige Geburt und fand sich nach seines Vaters Tode in einer sehr hülfbedürftigen Lage. Die Noth führte ihn endlich auf das Theater in Dublin. Von einem Freunde, der sein Talent erkannte, veranlaßt, ging er nach London, wo er 1715 in die Gesellschaft von Drurylane trat und 1717 beim Lincoln's-Inn-Theater angestellt wurde. Im Trauerspiel glänzte er in würdevollen Rollen, z. B. als Cato und Coriolan, im Lustspiel in humoristischen, z. B. als Falstaff, Volpone und Sir John Brute. Doch war eine gewisse Eintönigkeit in seinem Spiel nicht zu verkennen; er recitirte in der damals beliebten pomphaften Manier. Sein reizbarer Charakter brachte ihn wiederholt in Mishelligkeiten mit den Theaterunternehmern. Einen Beweis seines Edelmuths gab er dadurch, daß er dem ihm unbekanntem Dichter Thomson, welcher wegen einer Schuldsforderung verhaftet war, mit 100 Pfund aushalf. Beide wurden dadurch die genauesten Freunde, und Thomson hat in seinem „Castle of indolence“ Q. ein Beide ehrendes Denkmal gesetzt. Garrick's (f. d.) Erscheinung machte das Publicum nach und nach gleichgültig gegen Q.; er verließ die Bühne und lebte seitdem größtentheils zu Bath, wo er 1766 starb.

**Quinar**, eine röm. Silbermünze im Werthe von fünf As; daher auch der Name. Der Quinar bildete die Hälfte des Denar und erlangte in späterer Zeit mit den verschiedenen Reductionen des Affes verschiedenen Werth. Die Werthbezeichnung geschah auf der Münze selbst durch den Anfangsbuchstaben Q oder V, die Anzahl der Affe deutend. Später, wo der Denar den Werth von 12 und 16 reducirten Affen erhielt, bezeichnete man den Quinar mit VI oder VIII. Ebenso wie der Denar wurde auch der Quinar in Gold ausgeprägt und hatte gleichfalls den Werth des halben Golddenars (12½ As). Von dem Gepräge, welches in dem Zweigespann oder der Siegesgöttin bestand, nennt man den Quinar wol auch Bigatus oder Victoriatus, doch ist diese Bezeichnung wenig üblich.

**Quinault** (Phil.), der ausgezeichnetste Operndichter der Franzosen, geb. am 3. Juni 1635 zu Paris, der Sohn eines Bäckers und einer Schauspielerin, wurde früh, besonders durch seinen Umgang mit Tristan l'Hermitte, dem Verfasser der „Marianne“, zur Pflege der dramatischen Literatur angetrieben. Sein erstes dramatisches Stück, welches zur Aufführung kam, verfaßte er in einem Alter von kaum 16 Jahren und erntete damit, wie mit seinen spätern Dramen, ziemlich allgemeinen Beifall. Die heftigen satirischen Angriffe Boileau's, die sich zuerst besonders gegen sein „Astrate“ richteten, und das eigene Gefühl, daß sich sein Talent nicht für das Trauerspiel eigene, veranlaßten ihn, sich der Oper zuzuwenden, wo er im Verein mit dem Componisten Lully Ausgezeichnetes geleistet hat. Boileau und seine andern Tadler schrieben den außerordentlichen Beifall, den er fand, einzig der Musik Lully's zu; aber dieselbe ist jetzt vergessen, während man Q.'s Verse noch immer mit Vergnügen liest. Seine „Armide“ (1686) und sein „Atys“ sind in ihrer Art Meisterstücke. Durch seine Verheirathung mit der Witwe Bouvet kam er in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens und kaufte sich 1671 die Stelle eines Auditeurs in der Rechenkammer. Um dieselbe Zeit wurde er Mitglied der franz. Akademie und in ihrem Namen begrüßte er den König bei seiner Rückkehr aus den Feldzügen von 1675 und 1677. Für diese Huldigungen sowie für die Schmeicheleien, welche er Ludwig XIV. in den Prologen seiner Opern spendete, erhielt er eine Pension. Eine düstere Stimmung, welche sich seiner in spätern Jahren bemächtigte, entfremdete ihn der leichtern literarischen Production, und er beschloß die Frivolität seiner frühern Schöpfungen durch ein Gedicht auf die Ausrottung des Protestantismus in Frankreich, das vielleicht zum Glück für seinen Ruhm ungedruckt und unvollendet blieb, vergessen zu machen. Er starb am 26. Nov. 1688. Außer seinen Theaterstücken, von denen er einige in Gemeinschaft mit Andern abfaßte, schrieb er mehre, zum Theil nicht unbedeutende Lehrgedichte. Eine vollständige Ausgabe seiner Opern erschien unter dem Titel „Théâtre“ (5 Bde., Par. 1739 und 1778).

**Quincaillerieswaaren** oder **Kurze Waaren** (engl. hardware) nennt man im

Allgemeinen alle kleinen und feinen Waaren aus Metall, besonders aus Eisen, Stahl, Messing, Kupfer, Bronze u. s. w., die zum Putz, Hausgebrauch u. s. w. gehören.

**Quinctilianus** oder **Quintilianus** (Marcus Fabius), einer der ausgezeichneten röm. Rhetoren des 1. Jahrh. n. Chr., geb. um 42 n. Chr. zu Calagurris, dem heutigen Calahorra, in Spanien, bildete sich zu Rom, wohin er frühzeitig von seinem Vater gebracht wurde, nach dem Muster der talentvollsten Männer zum Redner. Anfangs widmete er sich nach dem Tode Nero's der gerichtlichen Praxis, nachher dem Unterricht in der Redekunst, den er mit so glänzendem Erfolge erteilte, daß man ihm eine förmliche Besoldung aus der Staatskasse zuerkannte. Selbst in seinen spätern Jahren noch wurde ihm die Consulwürde zu Theil, und der Kaiser Domitian übertrug ihm die Leitung seiner Großneffen. In dieser Zeit vollendete er sein gründliches und gebiegenes Werk „De institutione oratoria“ oder „Institutiones oratoriae“ in zwölf Büchern, worin er die Theorie der gesammten Beredsamkeit durch die einzelnen Stadien vom zartesten Alter und ersten Unterricht an bis zum öffentlichen Auftreten des Mannes entwickelt und durchführt und dabei besonders von einer sittlichen Grundlage ausgeht. Vorzüglich anziehend und wichtig für die Literaturgeschichte ist das zehnte Buch, worin er mit ebenso viel Unparteilichkeit als Scharfsinn sein Urtheil über die namhaftesten Schriftsteller der Griechen und Römer abgibt. Außerdem legt man ihm mit Unrecht eine Sammlung von 19 größern und 145 kleinern „Declamationes“ oder Übungsreden bei, die aber sehr unvollkommen sind und den echten Geist des großen Lehrers kaum wieder erkennen lassen. Endlich wird er von Einigen auch für den Verfasser des bekannten Dialogs „De oratoribus“ oder „De causis corruptae eloquentiae“ gehalten, den Andere dem Tacitus (s. d.), jüngern Plinius u. s. w. zuschreiben. Die vorzüglichsten Ausgaben der „Institutiones oratoriae“ sind nach der ältesten des Campanus (Rom 1470, Fol.) die von P. Burmann (2 Bde., Leyd. 1720, 4.), von Capperonier (Par. 1725, Fol.) und J. M. Gesner (Gött. 1738, 4.); die beste Bearbeitung in neuester Zeit aber wurde von Spalding begonnen und von Buttman und Zumpt vollendet (5 Bde., Lpz. 1798—1829), wozu als sechster Band noch das „Lexicon Quinctilianicum“ von Bonnell (Lpz. 1834) gekommen ist. Gute Handausgaben lieferten G. A. B. Wolff (2 Bde., Lpz. 1816—21), Gerhardt (2 Bde., Lpz. 1830) und Meyer (Bd. 1, Lpz. 1833). Eine deutsche Übersetzung gab Henke unter dem Titel „Lehrbuch der schönen Wissenschaften in Prosa“ (3 Bde., Helmsf. 1775—77). Besonders wurde das zehnte Buch für den Zweck der Schule mit guten Anmerkungen herausgegeben von Froscher (Lpz. 1826), Eichhoff (Gieß. 1830), Herzog (Lpz. 1830), Augusti (Helmsf. 1831) und Herbst (Halle 1834), deutsch von Neufcher (Lpz. 1822) und Herzog (Lpz. 1829). Die vollständige Ausgabe der „Declamationes“ besigen wir von P. Burmann (Leyd. 1720, 4.).

**Quinctius** oder **Quintius** ist der Name eines röm. Geschlechts, das patricische und plebejische Familien in sich schloß. Einer der erstern gehörte der berühmte Lucius Quinctius Cincinnatus (s. d.), einer andern Titus Q. Flaminius an, der sehr jung, da er nur erst die Quästur bekleidet hatte, für das J. 198 zum Consul gewählt wurde, um den Krieg gegen Philipp III. von Macedonien zu führen. Er gewann die Achäer für sich, entriß dem König in den Böötiern seine letzten griech. Bundesgenossen und zwang ihn durch die entscheidende Schlacht bei den Felsen Rynoskephalá unweit der thessalischen Stadt Skotussa im J. 197 v. Chr., die Friedensbedingungen einzugehen, die ihn auf Macedonien beschränkten und seine Macht lähmten. Hierauf verkündete er, der in schlauer Politik sich nicht minder gewandt als in der Kriegskunst zeigte und griech. Bildung besaß, den Griechen bei den istsmischen Spielen in Korinth im J. 196 die Freiheit und Unabhängigkeit, die ihnen Rom schenkte, damit von neuem Zwietracht sie innerlich zerrütte. Er demüthigte den spartan. Tyrannen Nabis (s. d.), soweit es dem röm. Interesse dienlich schien, und schied, nachdem er 195 in der phocischen Stadt Clatea die griech. Verhältnisse geordnet, um nach Rom in glänzendem Triumph zurückzukehren. Im J. 189 verwaltete er mit Marcus Claudius Marcellus die Censur; im J. 183 ging er als Gesandter zum König Prusias nach Bithynien, von ihm Hannibal's Auslieferung zu verlangen, der sich dieser durch den Tod entzog.

**Quinet** (Edgar), franz. Dichter und Literaturhistoriker, geb. 1803 zu Bourg en Bresse, begab sich, nachdem er seine Studien in Strasburg, Genf und Paris vollendet hatte, nach

Heidelberg, wo er sich mit der deutschen Wissenschaft bekannt zu machen suchte und unter Andern Herder's „Ideen“ (3 Bde., Straßb. 1826) übersetzte. Eine wissenschaftliche Reise, welche er 1826 im Auftrage des Instituts als Mitglied der Gelehrtencommission nach Morea unternahm, lieferte die Materialien zu seinem Buche „De la Grèce moderne et de ses rapports avec l'antiquité“ (Par. 1830; 2. Aufl., 1832). Von der Erforschung des german. Wesens und von seinen ziemlich ungenügenden archäologischen Studien wendete er sich zur Betrachtung des franz. Mittelalters. Sein „Rapport sur les épopées franç. du XIII. siècle“ (Par. 1831) steht zu sehr unter dem Einflusse phantastischer Ideen, als daß er eine wahrhaft gediegene Arbeit genannt werden könnte. Ueberhaupt fehlt es ihm an Klarheit und Consequenz des Denkens. Seine poetischen Werke „Ahasvérus, mystère“ (Par. 1833), „Napoléon, poème“ (Par. 1836) und „Prométhée, tragédie“ (Par. 1838) sind verschrobene, schwindelnde Conceptionen, welche das Gepräge des geborenen Dichters vermischen lassen; aber selbst seine wissenschaftlichen Leistungen und übrigen prosaischen Darstellungen leiden bei allen stilistischen Vorzügen Mangel an einer klaren logischen Auffassung. Sein Urtheil über Deutschland, das er während eines längern Aufenthalts in Heidelberg studirt zu haben vorgibt, hat sich in neuester Zeit wesentlich umgestaltet. Während er in seinem „Allemagne et Italie“ (2 Bde., Par. 1839) dem deutschen Wesen im Allgemeinen noch Gerechtigkeit widerfahren ließ, hat er später gegen ein Hirngespinnst, das er als „Teutomanie“ bezeichnete, gewüthet. Ueberhaupt hat D. sich durch sein Verlangen, Aufsehen zu erregen, sowie durch den phantastischen Schwung seiner regellosen Phantasie so bedeutende Blößen gegeben, daß es der Unterrichtsminister für angemessen gehalten hat, ihn neuerdings der Vorlesungen, mit denen er 1840 am Collège de France beauftragt wurde, provisorisch zu entheben. Diese Maßregel hat er sich durch seine maßlosen Ausfälle gegen die Priesterpartei, gegen die er mit Michelet in der gemeinschaftlich herausgegebenen Schrift „Ces Jésuites“ (Par. 1844) zu Felde rückte, und durch sein fortwährendes Abschweifen auf politische Discussionen zugezogen. Ein Theil seiner Vorlesungen, welche besonders durch ihren mystischen Anflug auf die Jugend wirkten, hat er in der „Revue des deux mondes“ abdrucken lassen, zu der er außerdem eine große Anzahl kritischer und cultur-historischer Aufsätze beigefeuert hat. Sein neuestes Werk ist die Schrift „Mes vacances en Espagne“ (Par. 1846).

Quinoamelde ist eine in Amerika und den Gebirgen von Peru wild wachsende Pflanze. Nach Humboldt schätzt man dieselbe in Mexico der Kartoffel und dem Mais fast gleich. Die Blätter der jungen Pflanze benützt man als Gemüse, den kleinen, gelblichweißen, runden, etwas platten Samen wie Reis. Nach England kam die Quinoamelde 1822, später nach Frankreich, und in neuerer Zeit auch nach Deutschland.

Quinquagesima, s. Sonntag.

Quinquennium heißt ein Zeitraum von fünf Jahren.

Quintana (Manuel José), einer der gefeiertsten unter den jetzt lebenden Dichtern Spaniens, geb. zu Madrid am 11. Apr. 1772, studirte zu Cordoba und Salamanca und trat dann in das Advocatencollegium der Residenz. Hier bekleidete er nacheinander die Stellen als Fiscalagent der Handelsjunta, Theatercensor, Generalsecretair der Centraljunta, wirklicher Secretair des Königs und Secretair im Departement der Auslegung fremder Sprachen. Zur Zeit der ersten Cortesregierung wurde er zum stimmführenden Mitgliede der obersten Censurjunta erwählt. Von ihm sind fast alle Proclamationen und Manifeste der insurrectionellen Regierung abgefaßt; auch dichtete er patriotische Lieder („Odas á España libre“, 1808). Er redigirte die Zeitschrift „Variedades de ciencias, literatura y artes“, und gründete das „Semanario patriótico“, eine Zeitschrift vorzüglich gegen die Napoleonische Herrschaft. Nach der Restauration wurde er auf eine Festung gebracht und erst 1820 wieder freigegeben, in seine frühern Stellen als Secretair im Departement der Auslegung fremder Sprachen und Mitglied der obersten Censurjunta wieder eingesetzt und 1821 zum Präsidenten der neuerrichteten Generaldirection der Studien ernannt. Im J. 1823 verlor auch er wieder alle seine Stellen und lebte nun auf dem Stammsitze seiner Familie, Cabeza del Buey in Estremadura, bis er im Sept. 1828 die Erlaubniß erhielt, nach Madrid zurückkehren zu dürfen. Im J. 1833 wurde er abermals in seinen Posten als Secretair im Departement der Auslegung fremder Sprachen wieder eingesetzt, zum Procer des Reichs

und zum Mitgliede des Staatsraths ernannt. Nach der Umgestaltung der ersten Kammer zum Senator erwählt, bekleidete er mehrmals das Amt als Secretair in dieser Kammer; auch wurde er zum Erzieher der Königin und dann zum Präsidenten des Studienraths ernannt. N. ist einer der wenigen Schriftsteller des jetzigen Spaniens, die sich einen europ. Ruf erworben haben; seine poetischen, kritischen und historischen Werke genießen nicht nur im Vaterlande der höchsten Achtung, sondern sind auch im Auslande geschätzt. Schon 1795 trat er als lyrischer Dichter auf und erregte durch seine so berühmt gewordene „Oda al mar“ allgemeine Aufmerksamkeit. Die beste und vollständigste Ausgabe seiner poetischen Werke erschien in Madrid 1821 (2 Bde.); seine lyrischen Gedichte zuerst in Madrid 1802, zuletzt zu Paris 1837; eine Auswahl derselben enthält F. J. Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas“. Um die frühere Lyrik seines Vaterlands machte er sich verdient durch die Herausgabe der „Poesias selectas castellanas desde el tiempo de Juan de Mena hasta nuestros dias“ (3 Bde., Madr. 1808; bedeutend vermehrt, 4 Bde., Madr. 1830), der er eine Auswahl aus den Epikern folgen ließ (2 Bde., Madr. 1833). Als Historiker hat er sich einen Namen gemacht durch seine „Vidas de españoles célebres“ (Bd. 1, Madr. 1807; Bd. 2 und 3, Madr. 1830—33). N.'s Gedichte erheben sich schon durch die Wahl meist ernster, für die Menschheit oder das Vaterland hochwichtiger Gegenstände über das Gewöhnliche und zeichnen sich durch philosophische Tendenz, patriotische Gesinnung und eine männlich-kraftige Sprache aus.

**Quinte**, bei den Alten *Diapente*, heißt in der Musik ein Intervall von fünf Stufen oder der fünfte Ton vom Grundtone an aufwärts. Man unterscheidet drei Arten Quinten, die reine oder große, die verminderte oder kleine, und die übermäßige; die erstere, welche drei ganze Töne und einen großen halben Ton enthält, z. B. c zu g, ist eine Consonanz, die letztern sind mehr oder minder Dissonanzen. Die Fortschreitung gleicher Stimmen in reinen Quinten ist fehlerhaft und übelklingend, daher man diese Fortschreitung auch *falsche Quinten* nennt. *Verdeckte Quinten*, welche in gewissen Fällen nicht zu vermeiden sind, heißen diejenigen, welche bei dem Fortschreiten zweier Stimmen zu einer großen Quinte in gerader Bewegung entstehen, indem man den Raum zwischen der Quinte und dem vorhergehenden Intervall ausfüllt. Bei den Saiteninstrumenten nennt man die schwächste Saite derselben Quinte, welche die höchsten Töne enthält, z. B. auf der Violine die E-Saite.

**Quintessenz** (*quinta essentia*) nannten die Pythagoräer den Aether. Jetzt versteht man darunter die durch chemische Kunst ausgezogene concentrirte und beste Kraft eines Dinges, daher das Beste oder den Kern einer Sache.

**Quintett** ist ein Tonstück entweder für fünf selbständige Instrumente oder fünf concertirende Singstimmen, meist mit Instrumentalbegleitung. (S. *Quartett*.)

**Quintilianus**, s. *Quintilianus*.

**Quintöle**, eine Notenfigur, besteht aus fünf Tönen, welche zusammenhängend vortragen werden und die Geltung von vier Tönen gleichen Werths haben.

**Quintus Caläber**, von der Auffindung seines Gedichts in Calabrien so genannt, auch *Smynäus*, von seinem Aufenthaltsorte Smyrna, ein späterer griech. Dichter, vielleicht im 4. Jahrh. n. Chr., ist der Verfasser der „*Paralipomena Homeri*“ oder „*Posthomerica*“, eines ziemlich umfangreichen Epos, in 14 Büchern, worin als Fortsetzung der „*Ilias*“ die Geschichte des trojan. Kriegs von dem Untergange des Hector bis zur Rückkehr der Griechen mit Homerischer Nachahmung, aber freilich nicht mit derselben Anmuth, Einfachheit und Leichtigkeit, geschildert wird. Die erste Ausgabe erschien um 1505 bei Aldus zu Venedig; nächst ihr sind zu erwähnen die von Rhodomann (Han. 1604), Pauw (Leyd. 1734), Eychsen (Zweibr. 1807), und die neueste von Lehms in der Ausgabe des „Hesiod“ u. s. w. (Par. 1840). Proben einer deutschen Übersetzung geben Psarrius (Saarbr. 1830) und Wlag (Wertheim 1835).

**Quippos** hieß die Schnurenchrift, deren sich die Peruaner vor der Eroberung ihres Reichs durch die Spanier statt der Schreibkunst bedienten. Sie bestand aus verschiedenfarbigen Fäden, die man an eine Schnur reihte, und aus Knoten, die in die Fäden geknüpft waren. Jede Farbe hatte ihre besondere Bedeutung, und wenn man durch Farben etwas nicht bezeichnen konnte, bediente man sich der Knoten. Auf diese Art wurden nicht

nur Rechnungen geführt, sondern auch Volkszählungen, historische Denkmäler und Gesetze aufbewahrt, geschlossene Bündnisse und Verträge aufgezeichnet u. s. w. In jeder Stadt waren Beamte zur Aufbewahrung dieser Quippos angestellt. Eine den Quippos ähnliche Art Schrift findet sich in Guiana, wo man gleichfalls Fäden und Knoten gebraucht.

**Quirini** oder **Quirini** (Angiolo Maria), ein um die Literatur und Kunst hochverdienter röm. Cardinal, geb. am 30. März 1680 zu Venedig, aus einer alten und edeln Familie, erhielt zu Brescia seine Erziehung, trat dann in den Orden der Benedictiner von Monte Casino und wurde 1718 Abt seines Klosters. Schon 1723 erhielt er von Innocenz XIII. das Erzbisthum Korsu und von Benedict XIII. das Bisthum von Brescia und 1727 den Cardinalschut. In dieser Stellung bot er Alles auf, Brescia zu verschönern und gründete daselbst auch eine öffentliche Bibliothek; doch lebte er, zumal da er zugleich zum Bibliothekar der Vaticana und zum Vorsteher der Congregatio Indicis erwählt worden war, meist zu Rom, bis er in Folge eingetretener Misverhältnisse mit dem päpstlichen Stuhle 1751 in sein Bisthum nach Brescia sich zurückzog, wo er am 6. Jan. 1755 starb. Durch anhaltendes Studium, sowie durch literarische Reisen in Deutschland, Holland, England und Frankreich, in welchem letztern Lande er über zwei Jahre meist bei den Benedictinern von Saint-Germain des Prés verweilte, hatte er sich eine sehr ausgebreitete Gelehrsamkeit erworben, daher auch seine zahlreichen Schriften einen weitem Kreis umfassen. Wir erwähnen hier seine „Prinordia Corcyrae“ (Brescia 1725; 2. Aufl., 1738, 4.); „Specimen variae literaturae, quae in urbe Brixia ejusque ditione paulo post typographiae incunabula florebat“ (2 Bde., Brescia 1739, 4.); „Pauli II. pontificis maximi, vita“ (Rom 1740, 4.) und mehre Sammlungen seiner Briefe. Auch erschienen auf seinen Betrieb die Werke des Ephraem Syrus in griech., syr. und lat. Sprache (6 Bde., Rom 1732—46, Fol.), von denen er später selbst eine lat. Uebersetzung besorgte (2 Bde., Ven. 1755, Fol.). Wichtig für sein Leben und Wirken sind die von ihm selbst verfaßten „Commentarii de rebus pertinentibus ad Quirinum“ (3 Bde., Brescia 1749; 2. Aufl., 1754, Fol.).

**Quirinus**, von dem sabin. Worte quiris oder curis, d. i. der Speer, abzuleiten, war bei den Sabinern ein Beinamen des Mars; bei den Römern wurde es der Name des nach seinem Entschwinden von der Erde vergötterten Romulus, des Sohnes des Mars.

**Quirites**, entweder gleicher Abstammung wie Quirinus (s. d.), oder von der sabin. Stadt Cures, oder nach Niebuhr von dem auf dem quirinalischen Hügel gelegenen Orte Quirium abzuleiten, war vermuthlich der Name der unter Titus Tatius zu den Römern unter Romulus hinzutretenden Sabiner; dann wurde es zur Benennung des aus beiden vereinigten Volks, und in der Anrede vorzüglich zur Bezeichnung der Bürger in friedlichen Verhältnissen angewendet, wie denn auch Cäsar den Troß aufrührerischer Soldaten dadurch beugte, daß er sie nicht milites (Krieger), sondern, wie Entlassene, Quirites anredete. Für die einstige Beschränkung des Wortes auf einen Theil des Volks spricht die alte Fassung der Formel Populus Romanus Quirites, soviel als P. R. et Quirites, woraus dann erst Populus Romanus Quiritium wurde.

**Quiroga** (Antonio), der Anführer der constitutionellen Hauptmacht Spaniens im J. 1820, geb. zu Betanzos in Galicien 1784, stammte aus einer sehr geachteten Familie. Er studirte vorzüglich Mathematik, wurde Seecadet, trat 1808 in die Landarmee, zeichnete sich als Offizier in dem Volkskampfe gegen Napoleon's Heere aus und diente als Hauptmann unter dem General Morillo. Im J. 1814 wurde er Oberstlieutenant und Secretair des Kriegsgerichts zu Coruña und 1815 Oberst bei dem nach Amerika bestimmten Heere. Als ein Haupttheilnehmer der unter dem Einflusse des Generals Grafen del Abisbal gestifteten Verschwörung wurde er am 8. Juli 1819 festgenommen, jedoch im Jan. 1820 durch den Aufstand der Truppen unter Riego (s. d.) befreit. Von Isla de Leon aus, wo er sich an die Spitze des Aufstandes gestellt hatte, leitete er nun den Kampf für die Constitution von 1812 so geschickt, daß Ferdinand VII. sie annehmen mußte. Hierauf zum Generalmajor erhoben, wurde er von der Provinz Galicien auch zum Mitglied der außerordentlichen Cortes erwählt. In dieser Versammlung, wie bei jedem andern Anlaß bewies er ebenso viel Eifer für die Sache des Vaterlands als Mäßigung und Besonnenheit. Er stellte sich der Willkür der

Macht wie der Gefeslosigkeit der Volksherrschaft mit gleicher Festigkeit entgegen. Im J. 1821 wurde er zum obersten Befehlshaber der Militärprovinz Galicien ernannt. Die Cortes wollten ihm ein Landgut als Zeichen der Nationaldanbarkeit geben; er lehnte es aber ab, weil das Volk schon zu sehr belastet sei. In Folge eines Zweikampfs zog er sich im März 1822 in seine Provinz zurück. In dem Feldzuge von 1823 gegen die Franzosen stand er unter dem Oberbefehle des Generals Morillo in Galicien und Asturien. Da aber Morillo mit den Franzosen in Unterhandlungen trat, stellte sich D. an die Spitze der Besatzung von Coruña, welche entschlossen war, sich aufs äußerste zu vertheidigen, und erklärte sich gegen Morillo. Doch sehr bald mußte er einsehen, daß er mit seiner geringen Mannschaft gegen die Franzosen sich nicht zu halten vermöge. Daher übergab er den Oberbefehl dem General Novella und ging zunächst nach Cadix, von wo aus er noch vor der Capitulation sich nach England flüchtete. Hierauf lebte er einige Jahre in Südamerika. In Folge der von der Königin-Regentin erlassenen Amnestie kehrte er nach Spanien zurück, wurde 1835 Generalcapitain in Granada, und starb zu San-Jago im J. 1841.

**Quirosarchipel**, s. Neuhebriden.

**Quistorp** (Joh. Christian von), ein berühmter deutscher Criminalist, geb. zu Rostock 1737, habilitirte sich 1759 als Privatdocent der Rechte in Rostock und erregte im folgenden Jahre einiges Aufsehen durch seine Inauguraldissertation, in welcher er die damals wichtige Frage „Utrum unus testis faciat torturae locum?“ beantwortete. Er wurde 1772 ordentlicher Professor der Rechte zu Bügow, 1774 mecklenburg.-schwerin. Justizrath, 1780 Oberappellationsrath, 1792 von dem Kurfürsten von Sachsen als Reichsvicar in den Adelstand erhoben, und starb 1795. Von der großen Zahl seiner Schriften stehen noch jetzt seine „Grundsätze des deutschen peinlichen Rechts“ (2 Bde., Rost. 1770; 6. Aufl., 4 Bde., 1809—27) in verdientem Ansehen. — Andere gelehrte Mitglieder dieser Familie waren Joh. D., geb. 1584, gest. 1648 als Professor der Theologie und Superintendent zu Rostock, dessen Sohn Joh. D., geb. 1624, gest. 1699, und Enkel Joh. Nikol. D., ebenfalls Professor der Theologie zu Rostock, Bernh. Friedr. D., geb. 1718, gest. 1788 als erster Professor zu Rostock und Generalsuperintendent über Schwedisch-Pommern und Rügen, und Theod. Joh. D., geb. 1722, gest. 1776 zu Bismar als Procurator und Advocat des königlichen Tribunals, den seiner nun vergessenen Lust- und Trauerspiele wegen Gottsched als Dichter in hohen Ehren hielt.

**Quito**, die Hauptstadt der südamerik. Republik Ecuador und des Departements Ecuador oder Quito, ist eine der höchstgelegenen Städte der Erde. Sie liegt fast unter dem Aequator, in einem anmuthigen Thale, 8772 F. über der Meeresfläche, in überaus großartiger Umgebung, indem jenes Thal im Osten von der Hügelkette Panecilla, im Westen vom Pichincha begrenzt wird, während es nach Süden und Norden in eine Ebene ausläuft, an deren Horizonte mit Schnee bedeckte Bergspitzen sich erheben. In dem Thale herrscht ewiger Frühling; dagegen ist der Boden fast stets in zuckender Bewegung, und ringsum drohen Vulkane Verderben. Am schrecklichsten wurde das Thal durch das Erdbeben im J. 1797 verwüstet. Die Stadt ist mit Ausnahme der vier in den Hauptplatz zusammenlaufenden Hauptstraßen winkelig und unregelmäßig aus niedrigen Lehmhäusern gebaut, dabei jedoch reich an Prachtgebäuden und öffentlichen Plätzen. Sie ist der Sitz des Congresses, des Präsidenten und der höchsten Behörden, eines Erzbischofs und einer Universität, besitzt viele, meist durch Überladung an Schmuck sich auszeichnende Kirchen und Klöster, mehre wissenschaftliche Anstalten, und hat gegen 70000 E., welche einige Fabriken unterhalten und Handel treiben. Unter den Gebäuden zeichnen sich besonders der Regierungspalast, von ungeheuerm Umfange, der erzbischöfliche Palast, die Domkirche und das ehemalige Jesuitencollegium aus, welches jetzt der Universität gehört.

**Quitten** heißen die Früchte des in Südeuropa und in Süddeutschland einheimischen und in Norddeutschland verwilderten Quittenbaums (*Cydonia vulgaris*). Sie sind apfel- oder birnförmig, gelb und mit einem abfallenden Filze bekleidet und haben einen sehr angenehmen, etwas gewürzhaften Geruch und einen säuerlichen, zusammenziehenden Geschmack, weshalb man sie mit Zucker einmacht, oder aus ihrem Saft eine wohlschmeckenden Syrup bereitet. Die Quittenkerne enthalten in ihrer Schale eine große Menge Schleim, der



sich schon mit kaltem Wasser ausziehen läßt und bei Augenkrankheiten, vorzüglich bei Entzündungen, angewendet wird.

**Quittung** nennt man die schriftliche Bescheinigung, Etwas empfangen zu haben. Eine Privatquittung erlangt erst nach 30 Tagen volle Beweiskraft, da es, der Kürze halber, sehr oft vorkommt, daß man im gewöhnlichen Leben bei Schuldforderungen, in Hoffnung, daß sie sogleich bezahlt werden, im voraus quittirte Rechnungen aushändig.

**Quirote** (Don), s. Cervantes Saavedra.

**Quodlibet** (Quod libet, d. h. was beliebt), bezeichnet Alles, was ohne Ordnung und Zusammenhang oder doch mit scheinbarer Willkür nebeneinander gestellt ist. Daher pflegt man scherzhafte Gemälde und Zeichnungen, auf welchen mehre Gegenstände, die an sich in keiner Verbindung stehen, gleichsam als Bruchstücke hingeworfen sind, sowie kleine Gedichte von ähnlicher Beschaffenheit **Quodlibets** zu nennen. Ebenso nennt man ein Musikstück, worin allerhand Abwechselungen sowol in Rücksicht der Taktarten als der Melodien vorkommen, ein **musikalisches Quodlibet**. Der Werth der letztern, die in neuerer Zeit unter dem Namen musikalischer Potpourris wieder sehr in Aufnahme gekommen sind, ist an und für sich sehr gering. Der witzige Contrast ist es vornehmlich, wodurch sie einen Augenblick unterhalten können; denn gewöhnlich wählt man zu diesen Zusammenfügungen bereits bekannte Musikstücke, bei denen die Vertesanfänge sich witzig aneinander reihen oder die musikalische Zusammenstellung für sich schon angenehm ist.

**Quote** heißt der Theil, welcher einem Jeden zufällt, wenn irgend Etwas, es seien Vortheile oder Nachtheile, nach einer bestimmten Regel unter Mehre vertheilt wird. Wird z. B. der Gewinn oder der Kostenbetrag einer Unternehmung nach Procenten eingetheilt und bestimmt, so ist der Antheil, der auf Jeden, nach den verschiedenen Summen, für welche er dabei interessirt ist, fällt, seine Quote, die also bald größer, bald kleiner sein kann als die Quote eines Andern. Ebenso werden, wenn eine Summe unter die Glieder einer Gemeinde nach dem Verhältnis ihres Vermögens oder Einkommens zu vertheilen ist, die Quoten, welche auf jeden Einzelnen kommen, nach dem Maße des Vertheilungsprincips verschieden sein müssen. (S. *Dividende*.) — So war auch in der Republik der Niederlande **Quote** der eigenthümliche Name für die Summe der Abgaben, welche eine jede der vereinigten Provinzen an die Staatskasse zu liefern hatte.

## N.

**Naa** oder **Na** nennt man die quer am Mast in ihrer Mitte aufgehängte Segelstange, welche bestimmt ist, ein Segel zu tragen. Die lateinische **Naa**, wie sie die Schebecken, Tartanen und Galeeren gebrauchen, hat ein dreieckiges Segel der Länge des Fahrzeuges nach.

**Raab** (ungar. Gyor, lat. Jaurinum), Freistadt und Hauptort der gleichnamigen Gespanschaft in Ungarn, der Sitz eines Bischofs und Domcapitels, liegt zwischen den Mündungen der Raab und Rabnitz in die Donau, in einer sumpfigen Ebene, und hat gegen 17500 E., darunter 2800 Protestanten, 600 Juden und viele Griechen. Die innere Stadt ist gut gebaut und gepflastert, leidet aber Mangel an Trinkwasser. Sehenswerth sind die Domkirche, die bischöfliche Residenz, das Comitats- und das Rathhaus u. s. w. Es bestehen daselbst eine Akademie mit 3—400 Studenten, Bibliothek und physikalischem Museum, ein Archigymnasium, ein bischöfliches Lyceum, ein Erziehungsinstitut für adeliche Fräulein, ein Theater nebst Redoutensaal, zwei große Armenhäuser und zwei Casernen. Die Industrie beschränkt sich auf Tuchweberei und eine große Essigsiederei. Montecuculi erhob die Stadt 1656 zur Festung ersten Ranges; unter Joseph II. aber ging sie wieder ein. Mit Wien steht die Stadt durch eine Eisenbahn in Verbindung. Geschichtlich berühmt wurde sie durch den Überfall Palfy's